

Oliver Müller

**MESSBARE DICHTUNG?
EINE FELDSTUDIE ZUR EXAKTEN
LITERATURWISSENSCHAFT IN DEN 1960ER JAHREN**

I.

Die fortschreitende Spezialisierung des Wissens erreichte gegen Ende des 18. Jahrhunderts einen Stand, der es bis auf weiteres unmöglich machte, die Wissenschaften und diejenigen, die sie betrieben, nur als zufällig, locker oder vorübergehend aneinander gebunden zu behandeln.¹ Verschiedene konkurrierende Entwürfe von Religion, Philosophie und Künsten boten sich an, als Organisationsschemata oder Deutungssysteme, als Orte des Rendezvous von Einzelnen und Allgemeinem, die Brüche zu schließen und das Wissen mit dem Menschen zu versöhnen. Am Ende des 19. Jahrhunderts begann die Literatur, sich dieser ihr (zunehmend zaghafter) übertragenen Aufgabe zu versperren. Zugleich bildete sich innerhalb der deutschen Philologie eine Disziplin heraus, die, vornehmlich im Rückbezug auf ältere Literatur (vom Mittelalter bis zur Weimarer Klassik) und mit nationaler Emphase, der ‚Dichtung‘ noch einmal ihre integrative Funktion bescheinigte. Nach dem Zweiten Weltkrieg änderte sich dies aus mehreren Gründen. Zunächst, weil die Funktion der Stiftung nationaler Gemeinschaft einerseits im prosperierenden Wirtschaftswunderland leer lief², andererseits durch die politischen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit diskreditiert war. Letztere verschafften nun eben der lange ignorierten literarischen Moderne Attraktivität: wer Kafka, Döblin, Musil etc. behandelte, bekundete damit eine politisch unverdächtige Haltung. Der politische Druck, dem man sich dadurch entzog, nahm seit der zweiten Hälfte der 1950er Jahre kontinuierlich zu; ebenso die Hinwendung zur modernen und zur Gegenwartsliteratur. Die anfänglichen Versuche, moderne Texte auf traditioneller Folie zu lesen, konnten weder der Überprüfung durch die gleichzeitig ausgearbeiteten Analyseverfahren standhalten noch die Beschäftigung mit einem eigenen Gegenstandsbereich ‚Moderne Literatur‘ legitimieren. Ein Üb-

-
- 1 Für die kritische Durchsicht meines Entwurfs und viele konstruktive Verbesserungsvorschläge danke ich Sonja Nerad.
 - 2 Vgl. dazu Georg Bollenbeck: *Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters*, Frankfurt/Main 1996.

riges dürfte die wissenschaftsimmanente Dynamik der laufenden Revision und Überbietung vorliegender Resultate getan haben. Auch arrivierte Literaturwissenschaftler bemerkten, dass „viele moderne Autoren instinktiv die Verbindlichkeit des großen Anspruchs“ vermeiden³, konstatierten, dass sich die moderne Literatur „endgültig von der gegenständlichen Wirklichkeit befreit hat“⁴ oder beklagten andersherum ihre Neigung, vornehmlich „im Scheußlichen und Gemeinen zu wühlen“⁵.

In den Sechziger Jahren ist die Legitimation literaturwissenschaftlicher Arbeit nicht mehr selbstverständlich mit einem Hinweis auf die Dignität ihres Gegenstandes möglich. Das heißt nicht, dass diese Rückbindung ein für allemal verschwunden wäre. Aber wer sich auf sie verlassen will, muss fortan mit Widerständen rechnen. Das Programm einer neuen Fundierung der Literaturwissenschaften verlegt sich, grob gesprochen, auf zwei Strategien. Zum einen wird auf Wissen zurückgegriffen, das andere Wissenschaften bereitstellen; kritisiert wird die methodische Rückständigkeit der Literaturwissenschaft, und folglich wird zu Anleihen bei ‚härteren‘, formalisierten Wissenschaften geraten: Linguistik, Kybernetik.⁶ So in eine ‚positive‘ Wissenschaft verwandelt, fügte sich die Literaturwissenschaft in ein Gesamtsystem des Wissens, dessen integratives Prinzip in einer positivistischen Wissenschaftstheorie formulierbar wäre. Dieses Vorhaben konnte andererseits als Rückzug in den Elfenbeinturm kritisiert werden: „Es fällt den Germanisten leichter als anderen, festzustellen, daß sie in einer Literaturlehre, die sich solchermaßen purgiert, ein Autonomiebestreben – nun unter dem Mantel der exakten Wissenschaft – wiederherstellen, das die schöne Literatur selbst vor nahezu zweihundert Jahren für sich in Anspruch genommen und seither immer zäher [...] verteidigt hat.“⁷ Gefordert wird die Übernahme „praktische[r] Aufgaben“⁸ durch Germanisten, die „unsere Zeitgenossen“ sind.⁹ Das Autonomiebestreben der schönen Literatur wird als Ideologie entlarvt. Diese zweite Strategie,

- 3 Joachim Kaiser: „Grenzen des modernen Dramas“, in: Germanistik in Forschung und Lehre. Vorträge und Diskussionen des Germanistentages in Essen, 21.-25. Oktober 1964, Berlin 1965, S. 235-246, hier S. 246.
- 4 Benno von Wiese: „Friedrich Schiller, Erbe und Aufgabe“, in: Germanistik in Forschung und Lehre. Vorträge und Diskussionen des Germanistentages in Essen, 21.-25. Oktober 1964, Berlin 1965, S. 65-87, hier S. 79.
- 5 Emil Staiger: „Literatur und Öffentlichkeit“, in: Sprache im Technischen Zeitalter 22 (1967), S. 90-97, hier S. 94.
- 6 „Linguistik“ bezeichnet im folgenden einen Sammelbegriff, der Ansätze wie Transformationsgrammatik und Strukturalismus, aber nicht die traditionelle Sprachgeschichte umfasst.
- 7 Eberhard Lämmert: „Das Ende der Germanistik und ihre Zukunft“, in: Ansichten einer künftigen Germanistik, hg. v. Jürgen Kolbe, München 1973, S. 77-102, hier S. 82f.
- 8 Ebd., S. 83.
- 9 Reinhard Baumgart: „Was soll Germanistik heute? Vorschläge zur Reform“, in: Ansichten einer künftigen Germanistik, hg. v. Jürgen Kolbe, München 1973, S. 7-15, hier S. 8.

die Strategie des Praxisbezugs, hat zwei paradoxe extreme Pole: einerseits wird der Konnex mit der außerwissenschaftlichen Welt in der Lehrerausbildung gesucht, über die eine breite gesellschaftliche Wirkung des Fachs erzielbar erscheint, andererseits wird das Wissen, das vermittelt werden soll, auf eine Form der Kritik umgestellt, die alles, was nicht die der Kritik zugrunde liegende Lehre ist, als Ideologie zurückweist. An dem einen Pol liefert die Strategie das Fach der Heteronomie und den Anpassungszwängen aus, am anderen will sie ihm eine Schlüsselstellung in einem Unternehmen sichern, dessen Autonomie sich daraus begründet, dass es als Einziges alles Wissen an seinen rechten Platz stellt.

Die deutsche Literaturwissenschaft ist in jenen Jahren weder zu einer empirischen Wissenschaft noch zu einer ideologiekritischen Leitwissenschaft geworden.¹⁰ Das Aufeinandertreffen der ‚Szientifizierungsstrategie‘, der Strategie des Praxisbezugs und einer literaturwissenschaftlichen Position, die sich beharrlich über die Autonomie der Dichtung legitimiert, kann exemplarisch an den Disputen studiert werden, die der 1965 von Helmut Kreuzer und Rul Gunzenhäuser herausgegebene Sammelband ‚Mathematik und Dichtung‘ ausgelöst hat. Ich werde nach der Aneignung mathematischer Methoden und ihrer Rolle bei der Ausdifferenzierung der deutschen Linguistik zu einer eigenständigen Disziplin fragen und nach den Zeitpunkten ihrer Einsätze auf dem durch diese Ausdifferenzierung schärfer konturierten disziplinären Feld der Literaturwissenschaft. Es werden Konzepte herausgearbeitet, die auf eine Weise, die für das literaturwissenschaftliche Feld charakteristisch ist, Interdisziplinarität, die gleichzeitig angestrebt wird, blockieren. Und es wird der Versuch unternommen, auf der Ebene der Strategien, nicht der Argumente, das ‚Scheitern‘ des Projekts ‚Mathematik und Dichtung‘ zu erklären. Um einer Erklärung des historischen Prozesses näherzukommen, wird eine Theorie zugrunde zu legen sein, die das Wissen mit externen Faktoren seiner Durchsetzung (und Nichtdurchsetzung) zu korrelieren erlaubt. Eine solche Theorie scheint mir mit der Bourdieuschen Soziologie gegeben zu sein, die sich eignet, die Situierung des Wissens in einer Wissenschaft darzustellen, deren Realität sich nicht im Wissen erschöpft.

II.

Bourdieu's voluminöse Studien zur französischen Gesellschaft basieren auf umfangreichen Datenerhebungen. Obwohl ein Äquivalent dazu für die deutsche Germanistik der Sechziger Jahre meines Wissens nicht existiert, glaube ich, dass die Prozesse in diesem Feld mit Hilfe der von Bourdieu entwickelten Begriffe dargestellt werden können. Dass diese Erklärung ‚weicher‘ und für

10 Unter Ideologiekritik verstehe ich hier und im Folgenden nicht die Arbeit der Frankfurter Schule, sondern ihren germanistischen Ableger, der sich durch eine – wie auch immer im Einzelnen konzipierte – Basis-Überbau-Theorie auszeichnet.

die Freunde der Statistik weniger überzeugend ausfallen wird als eine, die sich auf Erhebungen und quantitative Auswertungen stützt, lässt sich nicht vermeiden.

Bourdieu definiert gesellschaftliche Gruppen – Klassen – nach Besitz und Nichtbesitz von Kapital – im weitesten Sinne des Begriffs verstanden als Gesamtheit all dessen, worüber ein sozialer Akteur als solcher verfügt. Klassen sind gewissermaßen der Ausgangspunkt von Lebensläufen, deren weitere Entwicklung von gesellschaftlichen Praxisfeldern (mit-)determiniert wird. Dazu gehören das ökonomische, das kulturelle, das akademische Feld. Wenn Klassen durch den Besitz von und Zugangsmöglichkeiten zu Kapital definiert sind, dann wird, wenn man annimmt, dass in wissenschaftlichen Feldern Kapital eines bestimmten Typs nicht nur erwerbbar, sondern auch ‚veränderbar‘ ist, durch solche Veränderungen auch die jeweilige Klassenidentität betroffen. Diese Möglichkeit muss theoretisch offen gehalten werden, um empirisch untersucht werden zu können. Meines Erachtens lässt sich zeigen, dass die für Bourdieu zentrale Auseinandersetzung um Kapital tatsächlich nicht in allen Fällen wie um ein vorab bestehendes Gut ausgefochten, sondern wesentlich auf einem Schauplatz ausgetragen wird, auf dem das, was ein solches Gut sein soll, jederzeit neu bestimmt werden muss. Eine Untersuchung der Kapitalvariabilität muss daher einer jeden Gesamtdarstellung vorangehen, die Darstellung des Klassenhintergrundes der Wissenschaftler, deren Praxis betrachtet werden soll, zunächst zurückgestellt werden, die Untersuchung aber zugleich mit Begriffen operieren, die eine Rückbindung an die Gesamtdarstellung erlauben.

Die Auseinandersetzung um Kapital findet auf Feldern statt, die als soziale Realitäten durch die Notwendigkeit stabilisiert werden, diese Auseinandersetzung in geregelten Formen austragen zu können. Bourdieu definiert Felder als Konfigurationen objektiver Relationen zwischen Positionen oder als Verteilungsstrukturen bestimmter Kapitaltypen.¹¹ Die wichtigsten dieser Typen (auf die ich mich in dieser Arbeit beschränken werde) sind: ökonomisches Kapital (Geld, Grundbesitz, Produktionsmittel etc.), symbolisches Kapital (Legitimation von Ansprüchen), kulturelles Kapital (Geschmack, Wissen/Bildung, Bildungszertifikate etc.) und soziales Kapital (soziale Beziehungsnetzwerke). Eine dominante Position in einem Feld nimmt demnach ein, wer von dem im Feld relevanten Kapital viel, eine dominierte Position, wer von ihm wenig besitzt. Da ich aus den bereits genannten Gründen nicht davon ausgehe, dass die Bestimmung des Kapitals in jedem Feld gleichermaßen fix ist, halte ich die Relationen von Positionen für eine sekundäre und abgeleitete Größe, die sich mit den Definitionen des relevanten Kapitals ändern kann. Zur Verteilungsstruktur rechne ich neben der Menge des verfügbaren Kapitals aller Typen insbesondere die Relationen zwischen den konkurrierenden Definitionen des dominierenden Kapitaltyps. In Zeiten, in denen das Kapital des akademischen Feldes stärkeren Wandlungen unterworfen ist, kann man ver-

11 David Swartz: *Culture and Power. The Sociology of Pierre Bourdieu*, Chicago, London 1997, S 117.

muten, dass, je größer die Konkurrenz zwischen verschiedenen Definitionen dieses Kapitals ist, die Möglichkeit, es in andere Kapitalien zu transformieren, abnimmt. Beispiele solcher Transformationen sind die Ausnutzung finanziellen Reichtums zum Bildungserwerb und die Ausnutzung von Bildung zur Vermehrung ökonomischen Reichtums. Da nun mit abnehmender Definitionssicherheit auch die Transformierbarkeit tendenziell abnimmt, provoziert Konkurrenz oft Integrationsstrategien. Es kann aber auch zu einer Aufteilung des Feldes kommen – zu seiner Stabilisierung durch ‚externe‘ Faktoren, die nicht ohne Auswirkung auf die Bestimmung seines Kapitals bleiben dürfte – oder zu seiner Schrumpfung bis hin zum Verschwinden.

Welche Typen von Kapital lassen sich unterscheiden? Zunächst kann man das *ökonomische Kapital* als Gesamtheit der materiellen Güter definieren, die sich gegen andere Güter eintauschen lassen. Unter *sozialem Kapital* hat man Netzwerke von sozialen Beziehungen zu verstehen, d.h. Beziehungen zu Freunden, Mitabsolventen, Mitgliedern eines Clubs oder Vereins, Parteifreunden etc. Dazu gehören auch akademische ‚Schulen‘, die sich auf einen Lehrer oder eine Lehre beziehen. Beim *kulturellen Kapital* werden drei Formen unterschieden: das objektivierte, das inkorporierte und das institutionalisierte kulturelle Kapital.¹² Als objektiviertes Kulturkapital bezeichnet man den Besitz an Tausch- und Handelsobjekten, die einen ökonomischen Wert aufgrund kultureller Zuschreibungen besitzen (z.B. ein Gemälde, dessen Wert über den der verwendeten Materialien hinausgeht). Institutionalisiertes kulturelles Kapital besteht aus Bildungstiteln, Qualifikationszertifikaten etc., also jeder Art von Zugangsvoraussetzung zu definierten Quellen von Ressourcen in Form anerkannter Bescheinigungen. Die Selektionsfunktion der Bescheinigungen konstituiert sich durch ein Zusammenwirken von juristisch-politischer Gesetzgebungsmacht und fachlich-disziplinären Instanzen, deren Zuständigkeit von dieser akzeptiert wird. In dieser Form ist kulturelles Kapital zugleich eine Unterform des *symbolischen Kapitals*, worunter „sämtliche Formen des Kredites an sozialer Anerkennung“ zu verstehen sind.¹³ Das inkorporierte kulturelle Kapital umfasst „sämtliche Fähigkeiten, Fertigkeiten und Wissensformen, die man durch ‚Bildung‘ – freilich in einem sehr allgemeinen, nicht nur schulisch-akademischen Sinne – erwerben kann.“¹⁴ Dieser Erwerb findet auf sozialen Feldern statt, die dem kulturellen Kapital einen nicht-beliebigen Inhalt geben.

Ich schlage vor, die Auseinandersetzung um die Anerkennung bestimmten Wissens im akademischen Feld als Auseinandersetzungen um kulturelles Kapital zu betrachten. Unter Wissen verstehe ich zentrale Elemente rudimentärer oder geschlossener, konsistenter oder inkonsistenter Theoriekomplexe. Anders als im ‚ungestörten‘ Vollzug etablierter wissenschaftlicher Verfahren zeigen sich diese Elemente in den Etablierungskämpfen deutlicher umrissen, weil ein Interesse besteht, sie als Sammelpunkte der konkurrierenden Parteien

12 Markus Schwingel: Pierre Bourdieu zur Einführung, Hamburg 2003, S. 88-92.

13 Ebd., S. 93.

14 Ebd., S. 89.

zu markieren (was nicht ausschließt, dass sie ignoriert werden können). Unter Wissen sind also keinesfalls theoretische Positionen einzelner Forscher zu verstehen; es wird nicht zu analysieren sein, was ihre Aussagen im Kontext einer (konsistenten) Theorie präzise bedeuten (können), sondern, wie sie auf der Ebene der strategischen Kommunikation – als Kulturkapital – funktionieren. Das schließt selbstverständlich nicht aus, dass eine Aneignung von kulturellem Kapital durch Personen stattfinden und dadurch Wissen mit anderen Kapitaltypen in Verbindung treten kann.

In den ‚Feinen Unterschieden‘ hat Bourdieu eine Theorie des sozialen Raums entwickelt, die eine dreidimensionale Verteilung von (Klassen von) Personen nach Kapitalvolumen (der Menge des Kapitals), Kapitalstruktur (dem Verhältnis ihres ökonomischen und kulturellen Kapitals) und der zeitlichen Entwicklung dieser beiden Größen vorsieht.¹⁵ Dieses Modell erlaubt die Positionierung von Individuen und durchschnittlichen sozialen Klassen in einem gesellschaftlichen Gesamtraum. Die zeitliche Entwicklung bezieht sich damit auf die Bewegung von Personen und Gruppen durch den sozialen Positions-Raum. Nicht abbildbar in diesem Schema ist hingegen die Dynamik des Kapitals selbst. Ein Modell, das die Veränderungen des Kulturkapitals abbildet, müsste die diversen Formen dieses Kapitals in ein Diagramm eintragen, dessen x-Achse eine Skala der Verhältnisse von ökonomischem oder sozialem und symbolischem Kapital und dessen y-Achse eine Skala des Kapitalvolumens wäre. Die dritte Achse bliebe für die zeitliche Entwicklung reserviert. Ich schlage vor, dieses Modell auf die Auseinandersetzungen um ‚Mathematik und Dichtung‘ anzuwenden; wegen der eingangs erwähnten spärlichen Datengrundlage werde ich mich nicht vermessen, meine Beobachtungen in ein Diagramm einzutragen, eine mögliche Eintragung aber als leitende Idee der Analyse zugrunde legen. Weiterhin schlage ich vor, wegen der relativ geringen Bedeutung ökonomischen Kapitals in diesen Auseinandersetzungen für die x-Achse die Relation symbolischen und sozialen Kapitals zu wählen.

III.

Auf dem Berliner Germanistentag von 1968 wurde die Kommunikationsfähigkeit des Fachs doppelt getestet. Geplant war ein glücklicher Dialog der Disziplinen; stattgefunden haben meistens missglückende Dialoge von Hochschullehrern und rebellierenden Studierenden. Auf die Möglichkeit verzichtet zu haben, den geplanten Tagungsverlauf von der Polizei sicherstellen zu lassen, war mehr als nur ein taktisches Kalkül der Organisatoren. Es war ein Verzicht auf den Applaus von einem Teil der Öffentlichkeit, dessen Zustimmung man nicht wollte, ein Verzicht darauf, von institutionell garantierter Autorität Gebrauch zu machen, und eine Abweisung jener fingierten oder tat-

15 Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/Main 1987, S. 195ff.

sächlichen Paranoia, die bald ein zuverlässiges Pendant des Linksextremismus werden sollte.¹⁶

Unter den Professoren, die in Berlin vortrugen, befanden sich auch zwei der Autoren aus ‚Mathematik und Dichtung‘, Klaus Baumgärtner und Wilhelm Fucks. In der Publikation der Beiträge finden sie sich unter der Rubrik ‚Germanistik und Mathematik‘. Es gibt einen indirekten Hinweis darauf, welche Resonanz der Vortrag von Baumgärtner gefunden hat. Als Kreuzer und Gunzenhäuser 1968 für einen Folgeband zu ‚Mathematik und Dichtung‘ einen Verlag suchen, antwortet die Lektorin Beate Pinkerneil vom Verlag ‚Max Gehlen‘:

„Ich weiß nun auch nicht inwieweit der Band sehr speziell ist oder inwieweit er das große Interesse der ‚mittleren Germanistenschicht‘ an den Fragen von Mathematik und Dichtung befriedigen kann. Auf dem Germanistentag war ja in dieser Hinsicht sehr Interessantes festzustellen. Der Vortrag von Prof. Baumgärtner wurde weitgehend abgelehnt, da er für die Masse der Konsumenten nicht verständlich war, obwohl Herr Prof. Baumgärtner behauptet, das habe sich um alte ‚Hüte‘ für die Fachleute gehandelt. [...] im allgemeinen ist gerade diese Fragestellung ja äußerst aktuell und wenn man sie als allgemein verständlich bringt, könnte man schon mit einer größeren Auflage und damit einem erträglichen Ladenpreis rechnen.“ (Beate Pinkerneil an Helmut Kreuzer, 30.10.1968)¹⁷

Konstatiert wird nicht ein Desinteresse der „mittleren Germanistenschicht“, aber eine Kluft zwischen ihrem Informationsstand und dem Stand der Forschung. Baumgärtners Thema war ‚Grammatik und Automatentheorie‘, und „nicht verständlich“ war sein Vortrag für all jene Germanisten, die sich nicht mit Strukturalismus, Generativer Transformationsgrammatik und ihrer informationstheoretischen Explikation befasst hatten. Was Baumgärtner bemerkte, ist nichts anderes als die Spezialisierung der Linguistik zur selbständigen Disziplin, die zu seiner Zeit noch über wenig Personal – „Fachleute“ – innerhalb des Fachs Germanistik verfügte.

Die Verunsicherung durch die neue Dynamik des wissenschaftlichen Feldes und das gleichzeitige Renomee von Innovationen um 1970 lässt sich anhand einiger Bemerkungen in der Einleitung des Tagungsbandes abschätzen,

16 Da der Germanistentag kein Gegenstand der vorliegenden Untersuchung ist, kann auf seine Medienwirksamkeit (vgl. dazu Marcus Gärtner: *Kontinuität und Wandel in der neueren deutschen Literaturwissenschaft nach 1945*, Bielefeld 1997, S. 286, Fußn. 18.) nicht eingegangen werden.

17 Wie weit die veröffentlichten Texte im Band von 1970 den zwei Jahre älteren Vorträgen entsprechen, kann ich nicht exakt angeben; beide Autoren deuten an, dass die Fassungen nicht identisch sind. Fucks stellt seinen Text ausdrücklich als Auszug aus dem Vortrag vor, Baumgärtner bezeichnet seinen als „Zusammenfassung“ (Klaus Baumgärtner: ‚Grammatik und Automatentheorie‘, in: *Der Berliner Germanistentag 1968, Vorträge und Berichte*, hg. v. Karl Heinz Borck/Rudolf Henss, Heidelberg 1970, S. 53-60, hier S. 53, Fußn.) des Referats. Beide Texte enthalten also wohl gegenüber den Vorträgen nichts Neues, sondern nur weniger.

der zwei Jahre nach dem Germanistentag veröffentlicht wurde. Die Konzeption des Germanistentages erläutert der Verfasser, Karl Heinz Borck, als „Dialog zwischen benachbarten Disziplinen,“ dessen Wert darin liege, dass er „viel zu einer Klärung der methodischen Ansätze innerhalb der beteiligten Fächer beitragen“ kann.¹⁸ Borck räumt einen Bedarf an methodischer Klärung ein, was auf einen Mangel hinweist, dessen Vorhandensein von den meisten Germanisten zehn Jahre zuvor noch kategorisch bestritten worden wäre. Die vom Dialog ausgehende Veränderung erhält das Epitheton der Fortschrittlichkeit, sofern Klärungen für Wissenschaften Fortschritt bedeuten, woran kein Zweifel geweckt wird. Was aber verändert wird, sind nicht Fächer oder Disziplinen, sondern der Zustand ihrer Methodologie. Die Innovation findet „innerhalb“ von Grenzen statt, die Disziplinen und Fächer gleichermaßen umschließen; Borck setzt, anders als zeitgleich Schelsky, institutionelle und Wissenschaftsgrenzen in eins. Dem „Programm“ des Germanistentages „die zusammenfassende Überschrift ‚Interdisziplinäre Forschung‘ zu geben, verbietet sich von selbst. Sie hätte zu hoch gegriffen und die offenkundige Gefahr des Dilettierens jenseits der Grenzen des eigenen Fachs geleugnet.“¹⁹ Der Vorwurf des Dilettantismus bringt das fach- bzw. disziplineigene Wissen als wissenschaftliches Wissen gegen die Dynamik in Stellung, in die interdisziplinäre Forschung die beteiligten Disziplinen versetzt.

Der Vortrag von Wilhelm Fucks ist genau in diesem Sinne gefährlich interdisziplinär; er zielt, was weiter unten an anderen Texten seines Verfassers ausführlicher zu zeigen sein wird, auf eine grundlegende Veränderung der Literaturwissenschaft. Die von Fucks propagierte „exakte Wissenschaft“²⁰ verwirft nahezu sämtliche Fragen und Methoden der Literaturwissenschaft zugunsten eines anders strukturierten Wissens, das in anderen Sektoren des akademischen Feldes das gesamte symbolische Kapital auf sich gezogen hat. Um dieses Kapital auch im Feld der Philologien auf sein Projekt zu ziehen, verweist Fucks auf ein an der RWTH Aachen von „Linguisten, Literaturwissenschaftlern, Mathematikern und Physikern gemeinschaftlich“ veranstaltetes Seminar.²¹ Diese Veranstaltung ist vielleicht zunächst nicht mehr als das, was Borck einen „Dialog“ nennt: jeder der vier Professoren bleibt ‚hauptberuflich‘

18 Karl Heinz Borck: „Bericht“, in: Der Berliner Germanistentag 1968. Vorträge und Berichte, hg. v. Karl Heinz Borck/Rudolf Henss, Heidelberg 1970, S. 9-12, hier S. 12.

19 Ebd.

20 Wilhelm Fucks: „Analysen formaler Eigenschaften von Texten mit mathematischen Hilfsmitteln“, in: Der Berliner Germanistentag 1968, Vorträge und Berichte, hg. v. Karl Heinz Borck/Rudolf Henss, Heidelberg 1970, S. 42-52, hier S. 42.

21 Ebd., S. 43; Gemeint ist das Seminar ‚Mathematische Methoden der Sprach- und Literaturanalyse‘, das von den Professoren Stange (Statistik), Schwerte (Neuere Dt. Literaturgeschichte und Germanistik), Fucks und Glinz (Dt. Philologie und Germanistik) angeboten wurde (Vgl. Wilhelm Fucks: Nach allen Regeln der Kunst. Diagnosen über Literatur, Musik, bildende Kunst – die Werke, ihre Autoren und Schöpfer, Stuttgart 1968, S. 143).

in seinem Fach, und in einem geschützten und eben deswegen ‚harmlosen‘ institutionellen Raum, dem Seminar, findet ein methodologisches Gespräch statt. Aber die Tatsache selbst, dass ein solches Seminar stattfinden kann, wird im Vortrag strategisch eingesetzt. Ihre Hervorhebung dient dazu, eine Veränderung der Literaturwissenschaft zu begründen, die mehr will als den Borckschen „Dialog“ zwischen ‚Gesprächspartnern‘, die Informationen austauschen, aber einen Wandel ihrer selbst nicht in Erwägung zu ziehen brauchen. Sie will eine Transformation der Disziplin.

Der Germanistentag lenkt zugleich die Aufmerksamkeit auf eine Gruppe, die für die Dauer von zehn Jahren eine Rolle in der Germanistik spielen wird: die Studenten. In seinem Bericht über den Germanistentag hebt Eberhard Theilmeier hervor, dass der Verzicht auf den Einsatz von Polizei einen Spielraum zur Auseinandersetzung mit ihnen schaffen sollte. Doch „[d]ie gewonnene Diskussionszeit wurde von den ‚radikalen Studenten‘ vertan mit Verfahrensfragen, mit einem ‚hearing‘ für den 1. Vorsitzenden, mit unverständlichen Ansprachen.“²² Unverständlich wohl, weil sie sich auf eine politische Theorie bezogen, die keine Verankerung im Wissen des Fachs hatte. „Für diese ‚Republikaner‘, APO und ‚Neue Linke‘ sind die Reformer unter den Etablierten [...] die eigentlichen Gegner.“²³ Die Studentenbewegung treibt die – von den Reformern vorbereitete – Praxisrelevanz, von der oben die Rede war, an den Punkt, an dem sie die etablierten fachlich-disziplinären Grenzen überschreitet. Ihre Forderung nach „wissenschaftskritischer Reflexivität und unmittelbarer Praxisrelevanz“²⁴ radikalisiert die zweite ‚Fachreform‘-Strategie, die der Praxisrelevanz, indem sie Wissenschaftlichkeit symbolisch entwertet. Wie die anderen Gruppen zielen die Studenten auf eine Umschichtung des Kulturkapitals der Wissenschaft durch eine Neuordnung symbolischen Kapitals, aber mit einer gegenläufigen Strategie: sie streiten um die Anerkennung ihres kulturellen Kapitals nicht, indem sie im Rahmen der etablierten Spielregeln (argumentativ) nachweisen, dass es die anerkannten Bedingungen für die Zuteilung symbolischen Kapitals besser erfüllt als andere, sondern, indem sie versuchen, einen anderen Verteilungsschlüssel durchzusetzen. Ihre Theorie (Marxismus) ziehen sie strategisch hinter ihren Aktionismus zurück; debattiert wird nur intern, und dieser ‚Internalismus‘ dürfte zum raschen Zerfall der Studentenbewegung beigetragen haben.

Dass dies das genaue Gegenteil dessen ist, was ‚Szientisten‘ wie Fucks und Baumgärtner, und mit ihnen die meisten Beiträger von ‚Mathematik und Dichtung‘, explizit oder implizit vertreten, hat ihnen kaum Sympathien eingetragen, denn auch ihr Wissen, ihr ‚Programm‘ und ihr Begriff von Wissen-

22 Eberhard Theilmeier: „Bemerkungen zum Verlauf des Berliner Germanistentages“, in: Mitteilungen des deutschen Germanisten-Verbandes 15,4 (1968), S. 6-8, hier S. 7.

23 Ebd., S. 6.

24 Joachim Gessinger: „Linguistik und Studentenbewegung“, in: Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute, hg. v. Christoph König/Ulrike Haß, Göttingen 2003, S. 31-54, hier S. 43.

schaftlichkeit, erweisen sich als nicht-kompatibel mit dem Wissen der Literaturwissenschaft. Die Linguistik dagegen hat einen anderen, eigenen Weg eingeschlagen.

IV.

Drei Jahre vor dem Berliner Germanistentag war der Sammelband ‚Mathematik und Dichtung‘ erschienen, herausgegeben von einem Literaturwissenschaftler und einem Mathematiker. Helmut Kreuzer, Jahrgang 1927, studierte in den späten Vierziger und den Fünfziger Jahren Germanistik, Theaterwissenschaften und Philosophie, promovierte 1957 bei Kluckhohn über Hebbel und bereitete danach, zunächst mit Stipendienunterstützung, eine umfassende Untersuchung zur literarischen Boheme vor, mit der er sich 1965 habilitierte. Mit dieser literatursoziologischen Arbeit schloss er eine fünfjährige Assistentur bei Fritz Martini an der TH Stuttgart ab, wo er Rul Gunzenhäuser kennengelernt hat. Gunzenhäuser, der ab 1953 Mathematik, Physik und Philosophie studiert hatte, arbeitete nach dem zweiten Staatsexamen und der Promotion zwischen 1962 und 1966 als Assistent am Rechenzentrum der TH Stuttgart. Das Zusammentreffen der Herausgeber dürfte im Umfeld von Gunzenhäusers Doktorvater Max Bense stattgefunden haben, dem wahrscheinlich einzigen Philosophieprofessor (in der BRD), bei dem man über Gunzenhäusers Thema, die Informationsästhetik Birkhoffs, zu dieser Zeit promovieren konnte.

Der Band ‚Mathematik und Dichtung‘ ist die erste umfassende Dokumentation seines Forschungsansatzes in deutscher Sprache. Er war ein ökonomischer Erfolg, aber nur innerhalb einer kleinen Zeitspanne. Die große Nachfrage veranlasste den Verlag, bis 1971 drei Neuauflagen bzw. Nachdrucke auf den Markt zu bringen, denen dann aber keine weiteren folgten. Der im vorigen Abschnitt erwähnte Nachfolgeband zu ‚Mathematik und Dichtung‘ kam nicht zustande; aus diesem Projekt ging die Gründung der ‚Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik‘ (1970/71) hervor (unter Mitwirkung von Wolfgang Haubrichs und Wolfgang Klein). Die wichtigste konzeptuelle Änderungen der Zeitschrift gegenüber dem Band ist die bereits am Titel ablesbare Ersetzung von Mathematik durch Linguistik als zweite Disziplin.²⁵ Die ‚Zeit‘ von ‚Mathematik und Dichtung‘ liegt zwischen 1965 und ca. 1971/72.

25 Vgl. Achim Geisenhanslüke/Oliver Müller: „Linguistik als Gegendiskurs“, in: Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute, hg. v. Christoph König/Ulrike Haß, Göttingen 2003, S. 87-105, hier S. 94-97.

V.

Die Beiträge von ‚Mathematik und Dichtung‘ lassen sich grob in zwei Gruppen einteilen, in Linguisten und Nichtlinguisten. Es zeigt sich, dass diese Gruppen je andere Ziele anvisieren und zu deren Erreichung spezifische Strategien einsetzen. Bei einem Blick in das Autorenregister des Bandes fällt zunächst auf, dass zwar Germanisten und Professoren, aber keine Germanistikprofessoren aufgeführt werden.²⁶ Die beiden deutschen Linguisten, die der Germanistik zugerechnet werden können (Bierwisch und Baumgärtner), beurteilen in ihren Beiträgen die Explikationskraft der von ihnen repräsentierten Disziplin Linguistik hinsichtlich ‚dichterischer Gebilde‘ betont skeptisch. Dies zusammen genommen scheint mir ein Indiz dafür zu sein, dass sich die deutschen Germanisten wenigstens bis 1965 darauf konzentrierten, die Linguistik entweder als eigenständige Disziplin zu etablieren oder diese Etablierung abzuwehren. Ein Übergriff auf die Literaturwissenschaft wurde von den germanistischen Linguisten als zweifelhafte Strategie tendenziell vermieden; sie hätte die Ausdifferenzierung ihrer Disziplin eher gefährdet als befördert, insofern sie die Linguistik als Bedrohung nicht nur der philologischen Einheit hätte erscheinen lassen (was ohnehin nicht zu vermeiden war), sondern zugleich als Bedrohung einer eigenständigen Literaturwissenschaft. Die Jakobsonsche Reformulierung der Literaturwissenschaft aus strukturalistischer Perspektive²⁷ konnte auch dann, wenn man sie mitvollziehen wollte, nur als zweiter Schritt gelten. Jakobsons Definition der poetischen Funktion liefert laut Baumgärtner „Mittel für eine strengere Handhabung der literarischen Interpretation, [ist] als Texterklärung jedoch unzureichend“²⁸. Aber selbst eine linguistische Texterklärung, die weit leistungsfähiger wäre als die Methoden, die Baumgärtner erläutert, hält er für prinzipiell defizitär gegenüber ‚Dichtung‘ und schließt deshalb, dass „ein Text, der linguistisch erklärt ist, nur als halbinterpretiert gelten“ könne²⁹. Als der Strukturalismus dann einige Jahre später Einfluss in der deutschen Literaturwissenschaft gewann³⁰, handelte es sich um

26 Wogegen andere Philologien durchaus mit Professoren vertreten sind, an deutschen Hochschulen: Knauer, Lüdtkje; im Ausland: Levin, Jakobson.

27 Vgl. Roman Jakobson: „Linguistics and poetics“, in: Thomas A. Sebeok (Hg.), *Style in Language*, Cambridge, Mass. 1960, S. 350-377.

28 Klaus Baumgärtner: „Formale Erklärung poetischer Texte“, in: Helmut Kreuzer/Rul Gunzenhäuser (Hg.): *Mathematik und Dichtung. Versuche zur Frage einer exakten Literaturwissenschaft*, München 1967, S. 67-84, hier S. 71; Helmut Kreuzer/Rul Gunzenhäuser (Hg.): *Mathematik und Dichtung. Versuche zur Frage einer exakten Literaturwissenschaft*, München 1967 (zuerst erschienen 1965).

29 Ebd., S. 68.

30 Rhedaer Memorandum: Oktober 1969; Gründung der ‚Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik‘: 1970/71; Ihwes Bände ‚Literaturwissenschaft und Linguistik‘: 1971-72; Gründung der Fakultäten für Linguistik und Literaturwissenschaft in Bielefeld und Konstanz: 1972.

genau die ‚entlinguistierte‘ Variante, der Baumgärtner die linguistische Erklärungskraft abspricht.

Die meisten in ‚Mathematik und Dichtung‘ veröffentlichten Studien erläutern oder praktizieren die Anwendung statistischer Methoden auf literarische Texte. Man gliedert sprachliches Material (meist *Schriftmaterial*) in diskrete Einheiten (Buchstabe, Silbe, Wort, Satz) und ermittelt deren Verteilungshäufigkeiten in begrenzten Texten.³¹ Die so erstellten ‚Textprofile‘ sind als Stil interpretierbar; sie können zur exakten Darstellung von Stilwechseln innerhalb eines Textes oder auch zur Ermittlung von Autorschaften anonym oder pseudonym veröffentlichter Texte benutzt werden. Zwei der vier Artikel im Band, die keine Mathematik enthalten, stammen von Baumgärtner und Bierwisch, die anderen beiden von Kreuzer und Jakobson. Die deutschen Linguisten halten sich also auch hier merklich zurück. Ganz anders die internationalen; sie steuern insgesamt vier statistische Analysen bei (Fónagy, Dolezel, Levin, Herdan). Zwei weitere Analysen dieses Typs stammen von den deutschen Romanisten Knauer und Lüdke, deren Untersuchungen wiederum ohne linguistische Theorie auskommen; so fehlen auch in ihren Literaturverzeichnissen die Linguisten von Saussure bis Chomsky. Da die Applikation statistischer Methoden auf ‚Dichtung‘ eine offenbare Einmischung in den Kompetenzbereich der Literaturwissenschaft ist, werte ich die dargestellte Verteilung als Indiz für eine ‚Ungleichzeitigkeit‘ der deutschen und der internationalen Philologie, die nicht allein mit einem deutschen Wissensrückstand zu erklären ist, sondern sich aus der strategisch bedingten Notwendigkeit ergibt, linguistischem Wissen symbolisches Kapital zu verschaffen. Um *innerhalb* der philologischen *Fächer* als zunächst einzigem institutionellen Spielfeld erfolgreich zu sein, muss dieses Wissen eine Unterscheidbarkeit vom literaturwissenschaftlichen Wissen aufweisen. Die Umtriebigkeit der beiden Romanisten erklärt sich also nicht einfach daraus, dass sie fachbedingt einen direkteren Draht zur internationalen Forschung haben, sondern auch daraus, dass sie keineswegs eine neue Disziplin durchzusetzen haben – die ihrerseits international genügend Renomee besitzt, um sich auch schon Mal expansiv der ‚Dichtung‘ anzunehmen.

Die Nichtlinguisten des Bandes verteilen sich auf diverse Disziplinen bzw. Fächer: Physik, Kybernetik, Soziologie, Allgemeine Didaktik und Pädagogik, Psychologie und Philosophie. Mit Ausnahme der letzteren handelt es sich um empirische Wissenschaften, in denen die Statistik zu den Hilfswissenschaften zählt. Der Aufsatz der Physiker Wilhelm Fucks und Josef Lauter

31 Die Zahl der Anwendungsmöglichkeiten, die W. Fucks aufzählt, ist imposant und soll auch so wahrgenommen werden: „Wortlängen, Satzlängen, Schachtelung der Sätze, Häufigkeiten von Eigenschaftswörtern, Substantiven, Verben, metrische Eigenschaften, Häufigkeiten von Abständen von verschiedenen grammatischen Bildungen, die Anordnung grammatischer Elemente in Folgen, Rhythmus, Reim, Folgen von Betonungselementen, Häufigkeiten von Übergängen zwischen Wortklassen [...]“ (W. Fucks: Nach allen Regeln der Kunst, S. 41.)

unterscheidet sich von den Beiträgen des Psychologen Fischer, des Soziologen Ulrich und des Didaktikers von Cube darin, dass er keine Fragestellung entwickelt, die eine Verbindung der eigenen Disziplin mit der Literaturwissenschaft anstrebt. Fucks und Lauter applizieren naturwissenschaftliche Verfahrensweisen auf ‚Dichtung‘ und andere Texte, um die „Formalstruktur“ von Texten³² einer „exaktwissenschaftliche[n]“³³ Analyse unterziehen zu können. Eine solche Methode ermögliche die „Untersuchung der Echtheit von strittigen Texten“³⁴ und die Lösung von „Probleme[n] der chronologischen Reihenfolge“³⁵. So verstanden, wäre die Statistik eine Hilfswissenschaft zur Behandlung einiger, aber nicht notwendigerweise aller Fragen, die sich in der Literaturwissenschaft stellen lassen. Demnach bliebe zwar offen, was mit dem der Formalstruktur gegenübergestellten „Sinngelhalt“ geschehen soll, den ihre Analysen, wie sie bekennen, nicht erfassen.³⁶ Doch die historische Parallelisierung ihres Unternehmens mit der Mathematisierung der Physik durch Galilei³⁷ lässt kaum Zweifel daran aufkommen, dass sie alle Fragen, die sich nicht exaktwissenschaftlich beantworten lassen, aus dem Bezirk der Wissenschaft verbannen wollen. Denn erst, wenn die Galileische Schwelle zur Wissenschaftlichkeit überschritten ist, erreicht man jene „Objektivität“, die eine „Mitteilbarkeit mit Zustimmungszwang“ auszeichnet.³⁸ Allerdings ist auch diese nicht mehr als „sehr wünschenswert“³⁹; die Physiker setzen sie nicht explizit mit Wissenschaftlichkeit gleich. Drei Jahre später geht Fucks in seinem Buch ‚Nach allen Regeln der Kunst‘ einen Schritt weiter. Er erklärt einerseits, dass sich der Zustimmungszwang durch den Rückbezug auf übereinstimmende Sinneswahrnehmung aller Menschen ergibt⁴⁰, ersetzt also die Dichotomie ‚Formalstruktur vs. Sinngelhalt‘ durch die Dichotomie ‚Wahrnehmung vs. Deuten/Denken‘ und klammert anscheinend letzteres aus den Wissenschaften aus. Andererseits begründet er den Zustimmungszwang *auch* damit, dass sich die Übereinstimmung wissenschaftlicher Sätze mit einer Natur, deren *Wesen* gleichwohl unbekannt bleibe, durch die Beobachtung des technischen Fortschritts belegen lasse, daraus, dass „wir heute mehr können, als man früher konnte.“⁴¹ Wenn sich das Sinnen auf ‚Sinngelhalte‘ – der ‚Geist‘, das ‚Denken‘ – täuschen kann, so doch nicht die ‚Wahrnehmung‘. Wissenschaft wird somit in einer Art Doppel-Korrespondenztheorie der Wahrheit mit

32 Wilhelm Fucks/Josef Lauter: „Mathematische Analyse des literarischen Stils“, in: H. Kreuzer/R. Gunzenhäuser (Hg.), *Mathematik und Dichtung*, S. 107-122, hier S. 109.

33 Ebd., S. 107.

34 Ebd., S. 120.

35 Ebd.

36 Ebd., S. 109.

37 Ebd., S. 107.

38 Ebd., S. 107.

39 Ebd.

40 W. Fucks: *Nach allen Regeln der Kunst*, S. 8.

41 Ebd., S. 141.

der anthropologischen Kategorie übereinstimmender Wahrnehmung und mit der Kategorie des technischen Fortschritts verknüpft. Fucks changiert also zwischen zwei Stoßrichtungen: exakte Hilfswissenschaft einerseits, naturwissenschaftsorientierte Reformulierung der Literaturwissenschaft andererseits – anders gesagt: einer (bescheidenen) *Erweiterung* der literaturwissenschaftlichen Methodik einerseits, einer *Verknappung* der literaturwissenschaftlichen Fragestellung andererseits.

Von Fucks stammen die meines Wissens ältesten statistischen Literaturanalysen in der BRD; sie finden sich in mehreren Publikationen, die er seit 1952 veröffentlicht hat.⁴² Dass es sich bei seinen frühen Sprach- und Literaturanalyse zunächst sozusagen um ein ‚ernstes Hobby‘ handelte, das sich der 1902 geborene Direktor zweier physikalischer Einrichtungen⁴³ gönnte, weniger um einen Forschungszweig mit realistischen Zukunftschancen, geht daraus hervor, dass Fucks erst gut zehn Jahre später Nachwuchs auf diesem Gebiet zu fördern begann. In seinem Fach arriviert und mit beträchtlichem symbolischen und sozialen Kapital ausgestattet, wartet Fucks bis zum offensichtlichen Aufbruch der Germanistik nach 1966 mit der Lancierung von Nachwuchskräften auf ‚geisteswissenschaftliches‘ Terrain. Fucks knüpft nun (oder intensiviert) Kontakte, die seinen Zöglingen zugute kommen können.⁴⁴ Das Literaturverzeichnis seines Buches ‚Nach allen Regeln der Kunst‘ listet Untersuchungen seiner Mitarbeiter auf, die zwischen 1965 und 1967 veröffentlicht wurden: darunter Wilhelm Lauter, Dieter Wickmann, Walter Reckziegel; es fehlt noch Burghard Rieger, der später bei Fucks promovierte. Aus der Gruppe um Fucks gingen akademische Karrieren in verschiedenen Fächern hervor: Burghard Rieger wurde Linguist, Walter Reckziegel wandte sich der Musikpädagogik zu, Roland Mix der Psychologie, Josef Lauter und Dieter

42 Die älteste mir bekannte, in Deutschland entstandene Anwendung statistischer Methoden auf Sprache hingegen stammt von Karl Knauer. Veröffentlicht wurde sie 1942 in der Zeitschrift ‚Helicon‘, sein „Forschungsgebiet“ nennt Knauer die „Stilistik“ (Karl Knauer: „Sprachwissenschaftliche Klangästhetik auf exakter Grundlage“, in: Helicon. Revue Internationale des Problemes Généraux de la Littérature, Bd. IV, 1942, S. 147-160, hier S. 147.), analysiert wird die Lautverteilungen im Deutschen, Französischen, Italienischen und Mandara. Werke der Literatur werden als Lieferanten von Daten einbezogen, aber nicht als solche untersucht. Die statistische Analyse soll als eine der „Hilfswissenschaften“ jederzeit „Mittel und Diener einer übergeordneten geistesgeschichtlichen Gedankenreihe“ bleiben (Ebd.). Fucks scheint diese Arbeit nicht gekannt zu haben, jedenfalls zitiert er sie nicht, dafür aber eine spätere aus den 1950er Jahren (Vgl. Wilhelm Fucks: „Unterschied von Dichtern und Schriftstellern nach der mathematischen Stilanalyse“, in: Sprachforum 1,3/4 (1955), S. 234-244.).

43 1. Physikalisches Institut der RWTH, Institut für Plasmaphysik der Kernforschungsanlage in Jülich.

44 Für den nicht ungünstigen Verlauf des Seminars, über den mir keine direkten Informationen vorliegen, spricht zumindest, dass Hans Glinz 1969 die wohlinformierte Einleitung zum ersten Heft des Internationalen Jahrbuchs der Germanistik mit dem Thema Literaturwissenschaft und Linguistik schrieb.

Wickmann wurden Mathematikdidaktiker. Literaturwissenschaftler wurde keiner.

Während die Gruppe um Fucks sich erst nach der Veröffentlichung von ‚Mathematik und Dichtung‘ konstituierte, bestand eine zweite im Sammelband mit mehreren Texten vertretene Gruppe, der Stuttgarter Zirkel um Max Bense, damals schon seit etwa zehn Jahren. Wie bereits erwähnt, gehörte Rul Gunzenhäuser zu diesem Kreis. Ein bemerkenswerte Würdigung erfährt Bense durch Arno Schmidt, der den Erzähler seines Romans ‚Die Gelehrtenrepublik‘ auf dem Oberdeck einer von Intellektuellen und Wissenschaftlern bevölkerten utopischen ‚Propellerinsel‘ ein Standbild entdecken lässt:

„Menschwardas nich – : Bense ? : Klar ! : Die Reiterstatue dort : ‚Könnten wir nich mal’n Augenblick halten ? !‘. (Im Sockel die Titel seiner Werke eingegraben. (Name und Daten verstehen sich von selbst). Hinten die von ihm entscheidend geförderten ‚Jungen Talente‘. Rechts, leuchtenden Antlitzes, seine Mäzene und Entdecker, freudig hinaufzeigend, á la ‚Na, was hab ich gesagt!?!‘. Im linken Seitenfeld, dekorativ gefesselt, böswillige Rezensenten, über jedem seine asymmetrisch geknebelte Neidfratze: sehr fein!)“⁴⁵

Zu Benses Werken gehört ein Aufsatz in ‚Mathematik und Dichtung‘; auf die Rezensenten, keineswegs nur böswillige, wird weiter unten zurückzukommen sein. Was die geförderten jungen Talente angeht, so handelt es sich in erster Linie um eine Gruppe von Künstlern und Wissenschaftlern, die Bense an der Technischen Hochschule Stuttgart um sich versammelte. Seit Mitte der 1950-er Jahre besaß das dortige Rechenzentrum eine Rechenmaschine des Typs ‚Zuse 22‘, an der sich sowohl Texte analysieren als auch Computerkunstwerke generieren ließen.⁴⁶ In diesem Umfeld findet man neben Schriftstellern (Eugen Gommringer, Reinhard Döhl, Yüksel Parzakaya, Ludwig Harig) und Computerkünstlern (Georg Nees, Frieder Nake) auch Mathematiker und Kybernetiker (Rul Gunzenhäuser, Siegfried Maser); locker assoziiert sind des weiteren die an der selben Hochschule tätigen LiteraturwissenschaftlerInnen Martini, Kreuzer und Käte Hamburger. Die Stuttgarter Gruppe ist nicht allein interdisziplinär, sie überschreitet auch die Grenzen des akademischen Feldes in Richtung auf das künstlerisch-intellektuelle Feld.

Die theoretische Grundlegung dieser Überschreitung formuliert die Informationsästhetik von Bense und Elisabeth Walter. Bense entwickelt eine „moderne Ästhetik“⁴⁷, die „ästhetische Zustände“⁴⁸ als „physikalische Zustän-

45 Arno Schmidt: Bargfelder Ausgabe, Werkgruppe 1. Romane Erzählungen Gedichte Juvenilia, Bd. 2, S. 221-349, Die Gelehrtenrepublik, Zürich 1986, hier S. 291f. Gesamtausgabe Zitate.

46 Elisabeth Walther: Max Bense und die Kybernetik [internet-quelle: <http://www.das-deutsche-handwerk.de/s/bensekybernetik.htm> vom 09.01.2003, aus: Computer Art Faszination, 1999, S. 360.]

47 Max Bense: „Zusammenfassende Grundlegung moderner Ästhetik“, in: H. Kreuzer/R. Gunzenhäuser (Hg.), Mathematik und Dichtung, S. 313-332, hier S. 313.

48 Ebd., S. 314.

de“⁴⁹ von geringer Wahrscheinlichkeit und hoher Ordnung bestimmt. Damit ist die Dichotomie von Natur und Kunst traditioneller Ästhetiken restituiert, aber auf physikalische (thermodynamische) Begriffe gebracht: Natur neigt zur Entropie, Kunst zur Ordnung. Die Elemente, deren Korrelationen berechnet werden, sind Zeichen im Sinne von Peirce. Da Zeichen hergestellte und nicht (natur-)gegebene Objekte sind, ist ihre Wertung interpretanten-relativ und exakt-messbar. Jede Wertung beinhaltet demnach einen Bezug auf den Interpretanten, ganz gleich, ob es sich dabei um den Sender oder den Empfänger der Nachricht handelt. Benses Theorie lässt sich daher ebenso als Produktions- wie als ‚Analyse‘-Ästhetik auffassen und ermöglicht damit, dass die sonst weitgehend akzeptierte Grenze von Wissenschaft und Kunst noch einmal durchlässig werden kann.

Im Vergleich zeigen sich Ähnlichkeiten und Unterschiede der Zirkel. Im Mittelpunkt stehen mit Fucks und Bense Mentoren, die derselben Altersgruppe angehören, darum herum finden sich Nachwuchswissenschaftler, denen neben einem Forum des intellektuellen Austauschs auch eine gewisse institutionelle Absicherung für die (karrieremäßig riskante) Beschäftigung mit unkonventionellen Themen geboten wird. Beide Zirkel sind jenseits der institutionellen Grenzen der Philologien angesiedelt. Sie unterscheiden sich in mehreren Hinsichten:

- (a) der Bensekreis ist der ältere, die Gruppe um Fucks entstand erst in den späten 1960er Jahren;
- (b) die Arbeiten der Bensegruppe sind wissenschaftstheoretisch anspruchsvoller, wissenschaftspraktisch aber weniger ambitioniert als die des Kreises um Fucks;
- (c) die Fucksgruppe besteht fast ausschließlich aus Physikern, der Bensekreis ist deutlich heterogener zusammengesetzt. Bis zur Veröffentlichung von ‚Mathematik und Dichtung‘ scheinen Fucks und Bense keine Notiz voneinander genommen zu haben.⁵⁰ Erst die Monographie ‚Nach allen Regeln der Kunst‘ von 1968 nennt Titel von Mitarbeitern Benses im Literaturverzeichnis, das nun auch deutlich umfangreicher ausfällt als in früheren Veröffentlichungen von Fucks. Offenbar hat der Sammelband die nicht nur räumlich, sondern auch sozial divergenten Zirkel einander näher gebracht; der Schulterschluss lässt sich als strategischer Zug interpretieren, der eine nun mit mehr Ernsthaftigkeit betriebene Mathematisierung der Literaturwissenschaft gegen wachsenden Widerstand in den Philologien stärken soll.

49 Ebd.

50 In den vier Aufsätzen der Bensegruppe (Bense, von Cube/Reichert, Gunzenhäuser, Walther) fehlt jeder Hinweis auf die Arbeiten von Fucks, und umgekehrt zeigt ein Blick in Fucks Bibliographien aus den 1950er Jahren, dass Anregungen eher von der internationalen (mathematischen und kybernetischen, nicht linguistischen) Forschung als von der gleichzeitig mit ähnlichen Fragen befassten Bensegruppe ausgingen.

VI.

Nachdem im letzten Abschnitt eine ‚Innenansicht‘ von ‚Mathematik und Dichtung‘ gegeben wurde, komme ich im Folgenden auf die Reaktionen zu sprechen, die der Band in der Fachöffentlichkeit ausgelöst hat. Die Auseinandersetzungen um die mathematische Literaturwissenschaft spielten sich in der zweiten Hälfte der Sechziger Jahre ab. Dass sich der Ansatz weder als Hilfswissenschaft noch als ‚exakt‘-wissenschaftliche Neubegründung der Literaturwissenschaft durchsetzen konnte, ist auf Feldprozesse zurückzuführen, die sich einerseits in den Rezensionen zum Sammelband und zu anderen mathematisch-literaturwissenschaftlichen Publikationen spiegeln, andererseits zu einem (gewiss kleinen) Teil von ihnen mitbestimmt wurden.

Den Anfang machte Ulrich Kneipp in der Mai-Ausgabe von ‚Text und Kritik‘ 1966. Er antizipiert ein Problem, dem die Applikation mathematischer Methoden auf Literatur ausgesetzt sei: „Mathematische Untersuchungen ästhetischer Realitäten, wie etwa der Dichtung, stoßen noch immer auf Mißtrauen, wenn nicht gar auf Abneigung. Und zwar so, als käme das Kunstwerk, das untersucht wird, dabei zu Schaden.“⁵¹ Diese Befürchtungen übersähen jedoch, dass „lediglich der Versuch gemacht wird, gewisse formale Tendenzen von Kunstwerken mit mathematischen Verfahren zu untersuchen“.⁵² Um die genannten Bedenken weiter zu zerstreuen, zitiert er ausführlich aus Kreuzers Einleitung: „Es geht nicht um eine Ablehnung tradiert[er] [...] Betrachtungsweisen, [...] sondern um die Frage, ob noch andere Methoden der Textanalyse [...] für die bessere Sicherung und präzisere Formulierung wenigstens partieller Resultate der älteren Methoden nutzbar sind.“⁵³ Kneipp hält der antizipierten Kritik entgegen, dass „diese ‚kombinierte‘ Methode [...] nicht nur die Literaturwissenschaft mit ihren Ergebnissen enorm bereichern, sondern auch weitgehendst objektivieren“⁵⁴ werde. Dass mit der weitgehenden Objektivierung zunächst eher eine Verknappung (eine Beschränkung auf formalisierbare Eigenschaften) als eine Bereicherung einherzugehen scheint, wird durch das Kreuzerzitat verdeckt, das die älteren Methoden überall in ihrem Recht lässt, wo die neuen keine Reformulierung ihrer „partielle[n] Resultate“ erlauben. Die kombinierte Methode ist bei Kreuzer und Kneipp nicht dasselbe. Für Kreuzer müsste sich letztlich in der wissenschaftlich Praxis zeigen, wie weit die Objektivierung ohne eine Verknappung zu bewirken gehen kann und genau dieser ‚zukunfts-offenen‘ Auffassung des Wertes von ‚Mathematik und Dichtung‘ unterschiebt Kneipp seine ‚Prognose‘ einer weitgehenden Objektivierung. Kneipp erzeugt somit eine Spannung zwischen der weitgehenden Objektivierung der Literaturwissenschaft einerseits und der exakten Analyse allein der formalen Tendenzen von Kunstwerken andererseits; beides lässt

51 Ulrich Kneipp: „Mathematik und Dichtung [Rezension]“, in: Literatur und Kritik 2 (1966), S. 59-60, hier S. 59.

52 Ebd.

53 Zit. n. Kneipp, ebd.

54 Ebd.

sich zwar vereinbaren, aber nur, wenn man entweder die Verknappung der analysierenden Wissenschaft akzeptiert und die kombinierte Methode, wie Kreuzer sie versteht, verwirft, oder wenn man eine Objektivierbarkeit traditioneller Methoden annimmt, die sich auf einen gemeinsamen Angelpunkt der objektiven und der traditionellen Methoden stützt. Dieser Angelpunkt ist bei Kneipp das jeder Methode vorgängige Kunstwerk, von dessen Integrität aus sich auf Seiten der Wissenschaft die kombinierte Methode als Übergangskontinuum einer fortwährenden Transformation der „tradierten“ in formale Methoden denken ließe. Bereicherung ist, so verstanden, Bereicherung an Präzision. Diese Konzeption bedarf der schroffen Trennung von Wissenschaft und Gegenstand, von der aus Kneipp die Schadensresistenz des Kunstwerks begründet, denn würde der Gegenstand als etwas konzipiert, was eine Wissenschaft im Rahmen ihrer Theorie selbst bestimmt, dann fehlte der Fixpunkt, von dem aus sich die Reformulierung als Übersetzung und Transformation rechtfertigen und vor der Gefahr der Verknappung schützen ließe. Kneipps neue Literaturwissenschaft braucht also nicht nur die Gegenstandsaussagen der alten, sie braucht auch deren Gegenstandsbegriff des integeren Kunstwerks.

Am 7. Oktober 1966 veröffentlicht die Germanistin Marianne Kesting einen Verriss des Sammelbandes in der ZEIT. Wie Kneipp, so geht auch Kesting von einem dichterischen Kunstwerk aus, an dessen Konstitution die Literaturwissenschaft unbeteiligt ist, entwickelt daraus aber eine Zurückweisung der mathematischen Literaturwissenschaft. Kesting zufolge liegen die „Grenzen der Methode“ darin, dass die den mathematischen Verfahren zugrundeliegende Konzeption von „Norm“ und „Abweichung“ Dichtung, insbesondere „ästhetisch moderne Dichtung“, nicht adäquat erfassen können: „Es erscheint völlig hoffnungslos, für die unendlichen Möglichkeiten der Abweichung, die gerade das Charakteristische des jeweiligen dichterischen Textes ausmachen, je eine mathematische Formel zu finden“.⁵⁵ Sie identifiziert den Band als Beitrag zur „strukturellen“ oder „mathematischen“ Linguistik, die in mehreren Praxisbereichen „bereits konkrete Anwendung [...] gefunden hat“.⁵⁶ Als ein Teilgebiet der Sprachwissenschaft, das praktische Relevanz besitzt, scheint diese Linguistik Anerkennung zu verdienen, ebenso als Hilfsmittel der Literaturwissenschaft (Edition, Autorschaftsprüfung). Nicht aber als literaturwissenschaftliche Methode: „Alles Geschriebene, von der Bibel bis zum Leitartikel [...], Ezra Pound oder Rabelais ist ‚Text‘ – natürlich. Vergleicht man solche Texte ‚strukturell‘, so kann nichts anderes herauskommen als eine Forschungsplatitüde.“⁵⁷ Was fehlt, ist „der Sinn für Art und Qualität des Textes. Wenn nicht zwischen struktureller Aufschlüsselung und dem Inhalt des Tex-

55 Marianne Kesting: „Die Quadratur des Kreises. Der vergebliche Flirt zwischen Dichtung und Mathematik [Rezension]“, in: Die ZEIT vom 07.10.1966, Nr. 41, S. 30.

56 Ebd.

57 Ebd.

tes eine Beziehung hergestellt wird, muß das Ergebnis sinnlos bleiben.“⁵⁸ Die Grenze zwischen Wissenschaftstypen wird durch die Charakteristik ihrer Gegenstände begründet; Literaturwissenschaft ist wesentlich auch Literaturkritik, zu der das subjektive Geschmacksurteil der Kritikerin gehört. Wenn man „das Material der Sprache absolut setzt, von Inhalt, Beschreibung oder Deutung also absieht“⁵⁹, wie es eine „formalisierte Poesie“ nach dem „Credo“ Max Benses zu tun hätte, erhält man „allenfalls technisches Kunstgewerbe“⁶⁰. Ohne es deutlich zu machen, lenkt Kesting damit den Blick auf eine Schwäche in Benses Ästhetik, die zugleich eine allgemeine Theorie der Bedingungen von Kritik und eine poetologisch-kritische Begründung einer bestimmten Poesie sein will.

Um Kestings Kritik an N. Ulrichs Beitrag zu ‚Mathematik und Dichtung‘ entspannt sich eine kleine Kontroverse mit Kreuzer, die in der ZEIT vom 25. November abgedruckt wurde. Kreuzer verteidigt den Soziologen Ulrich, der ein Verfahren vorstellt, mit dem sich das Rezeptionsverhalten von Testpersonen messen lässt;⁶¹ Kesting bezweifelt, dass die Ergebnisse „in Bezug auf Dichtung überhaupt relevant“ seien;⁶² Kreuzer verweist darauf, dass die verwendeten Auswahlkriterien wie „persönlich – unpersönlich“ der „herkömmlichen Literaturkritik“ entnommen seien;⁶³ Kesting returniert, dass es auch „in der ‚herkömmlichen Literaturkritik‘ [...] Schwachköpfe gibt.“⁶⁴ An diesem Abtausch ist interessant, dass in ihm die Elemente einer Rezeptionstheorie der Literatur bereitliegen, aber auch Kreuzer in Ermangelung einer solchen Theorie und der in ihr formulierten neuen Gegenstandsbestimmung Kestings Trennung einer soziologischen und einer literaturwissenschaftlichen Fragestellung letztlich nicht aufheben kann.

Im Ausland wird der Band offen als Versuch einer Linguistierung des Literaturstudiums begrüßt, zum Beispiel von Jeffrey Ellis in der Zeitschrift ‚German Life and Letters‘ (1966/67).⁶⁵ Um diese Darstellung geben zu können, muss sich Ellis in seiner Besprechung ganz auf die Beiträge von Bier-

58 Ebd.

59 Ebd.

60 Ebd.

61 Vgl. Helmut Kreuzer: „Mathematik und Dichtung. Kontroverse über eine Rezension“, in: Die ZEIT vom 25.11.1966, Nr. 48.

62 Marianne Kesting: „Mathematik und Dichtung. Kontroverse über eine Rezension“, in: Die ZEIT vom 25.11.1966, Nr. 48.

63 H. Kreuzer: Mathematik und Dichtung. Kontroverse über eine Rezension.

64 M. Kesting: Mathematik und Dichtung. Kontroverse über eine Rezension.

65 Der Ausdruck „Linguistierung“ wurde erst einige Jahre später von Jens Ihwe eingeführt und bezeichnet alle Ansätze zu einer Neu-Fundierung der Literaturwissenschaft durch linguistische Methoden, was eine Auffassung von Literaturwissenschaft als Abteilung der Linguistik einschließt (vgl. Ihwe 1970-71). Das Programm lag seit Jakobsons mehrfach erwähntem Aufsatz ‚Linguistik und Poetik‘ vor. – Eine weitere Rezension, die den Sammelband als Beitrag zur Linguistierung begrüßt, veröffentlichte F. van der Blij 1968 in den ‚Foundations of Language‘.

wisch und Dolezel konzentrieren, Franz Schmidt dagegen als Außenseiter präsentieren und die Beiträge von Fucks/Lauter und Herdan als unzureichend kritisieren.

Im Januar 1967 veröffentlicht Martin Dyck vom MIT eine ablehnende Besprechung. Als qualifiziert für die „mathematical analysis of literature“⁶⁶ kann nach Dyck nur ein Wissenschaftler gelten, der mathematisch und literaturwissenschaftlich gleichermaßen bewandert wäre. Allein diese Doppelqualifikation garantiere, dass einerseits vor den „elusive poetical phenomena“ (den nicht-zu-fassenden poetischen Phänomenen), die das Wesen der Dichtung ausmachten⁶⁷, die mathematische Analyse halt machte, während andererseits die fassbaren Phänomene der angemessensten Behandlung unterworfen würden. Es bleibe letztlich eine subjektive Entscheidung eines „literary critic or scholar with a peculiar fusion of taste, judgement, and imagination“, welche der „millions of forms and functions and configurations [which] are discernable and definable mathematically in [...] a collection of poems“⁶⁸ interpretiert werden solle. Dyck verfeinert die auch von Kesting vertretene These von der Unendlichkeit des poetischen Werkes, indem er zwar eine enorme, aber begrenzte Vielzahl von messbaren Relationen, die mathematisch zugänglich sind, anerkennt, die Fähigkeit, sie korrekt auszuwählen, aber nur demjenigen zubilligt, der darüber hinaus in seiner subjektiven Person die nicht-zu-fassenden poetischen Phänomene zu wägen vermag. So lobt Dyck die „linguists with literary acumen“⁶⁹ Jakobson und Fónagy; der niedrige Formalisierungsgrad ihres Ansatzes lässt Raum für ihren subjektiven literarischen Scharfsinn. Während Dyck wie auch Kneipp das Kunstwerk als etwas konzipiert, was jeder Konzeption vorgängig ist, kann er es jedoch nicht mehr *selbstverständlich* als Gegenstand der Literaturwissenschaft identifizieren; denn dass es dieser sein soll, ergibt sich ihm daraus, dass nichts anderes „through the ages“ immer die Neugier der Literaturinteressierten geweckt habe.⁷⁰ Bemerkenswert ist, dass Kneipp, der Verteidiger von Mathematik und Dichtung, sich mit Selbstverständlichkeit auf eine disziplinäre Konzeption der Literaturwissenschaft als Wissenschaft vom literarischen Kunstwerk bezieht, die dem Angreifer Dyck zumindest begründungsbedürftig erscheint.

Ebenfalls zu Beginn des Jahres 1967 erschien in der Zeitschrift ‚Poetica‘ eine Rezension des Bochumer Germanisten Siegfried Grosse. Da Grosse nach einer „Basis für ein ‚exaktes Verfahren‘“⁷¹ sucht, wünscht er sich den „sehr klaren, anregenden und für die Methode grundlegenden Beitrag von Max

66 Martin Dyck: „Mathematik und Dichtung [Rezension]“, in: The Germanic Review XLII,1 (1967), S. 240-246, hier S. 241.

67 Vgl. ebd., S. 240.

68 Ebd., S. 242.

69 Ebd., S. 243.

70 Ebd., S. 240.

71 Siegfried Grosse: „Mathematik und Dichtung [Rezension]“, in: Poetica. Zeitschrift für Sprach- und Literaturwissenschaft, Bd. 1, 1967, S. 284-286, hier S. 285.

Bense [...] am Beginn“⁷² der Sammlung. Er beklagt den für die Literaturwissenschaft nicht akzeptablen „Verzicht auf die historische Perspektive“ (in Herdans Beitrag)⁷³ und die „groben“ Analysen der Stil-Statistiken.⁷⁴ Eine „exakte Syntax“⁷⁵, d.h. wohl: eine weiterentwickelte Transformationsgrammatik, könne die „mathematische Linguistik“⁷⁶ auf eine solide Grundlage stellen. Mit diesen Erwägungen eines ‚Programms‘ für die Linguistik schließt Grosse Besprechung, die mit einer Erörterung literaturwissenschaftlicher Fragen begonnen hat. Wenn Grosse die Fundierung der statistischen Methoden in linguistischem Wissen und zugleich die historische Fundierung der Literaturwissenschaft fordert, projiziert er damit die Ausdifferenzierung der Linguistik, die sich bei Baumgärtner und Bierwisch bereits andeutet. Im ersten Absatz seines Textes greift Grosse aus der ZEIT-Debatte Kestings Bemerkung auf, dass die „Identifizierung [von Mathematik und Ästhetik] zumindest den Tod des einen Gebietes bedeutet.“⁷⁷ Grosse bemängelt Kestings Tendenz, die Methoden von ‚Mathematik und Dichtung‘ „von vornherein als nicht kompetent abzutun.“⁷⁸ Der Kritik an diesem Ausschluss, der von der These des unerschöpflichen Kunstwerks getragen wird, liegt wiederum die Forderung nach Historisierung der Literaturforschung zugrunde, die eine Fixierung auf ästhetische Gegenstände a lá Kesting nicht akzeptieren kann.

In einer weiteren Besprechung des Jahres 1968 referiert A. Closs die Inhalte mehrerer Artikel von ‚Mathematik und Dichtung‘. An Kreuzers Einleitung lobt er den interdisziplinären Zugriff und schließt sich dessen Auffassung an, die Behandlung mathematischer Aspekte des künstlerischen Ausdrucks erfordere die „Personalunion‘ of a perspective interpreter, a Kulturhistoriker, a scholar of mathematical linguistics and cybernetics, and a theorist of aesthetics.“⁷⁹ Closs, Dyck und Kreuzer stimmen nicht nur darin überein, dass das Arbeitsfeld nicht allein von Statistikern oder Linguisten bearbeitet werden kann, sondern auch darin, dass die „ideal solution“⁸⁰ die Vereinigung der verschiedenen Fähigkeiten in einer Person sei. Solche Hochschätzung des einzelnen Wissenschaftlers macht aus der interdisziplinären Forschung eine persönliche Angelegenheit und gehört zu den Bedingungen für die lange Verzögerung der Einsetzung interdisziplinärer Teams in den Geisteswissenschaften. Offensichtlich begünstigt diese Konzeption von Interdisziplinarität die Abbremsung disziplinärer Veränderungsprozesse.

72 Ebd.

73 Ebd.

74 Ebd., S. 286.

75 Ebd.

76 Ebd.

77 Zit. n. S. Grosse: *Mathematik und Dichtung*, S. 284.

78 Ebd.

79 August Closs: „Mathematik und Dichtung [Rezension]“, in: *Modern Language Review* 63 (1968), S. 532-533, hier S. 532.

80 Ebd.

Nicht nur die Hingabe an die ‚unfasslichen Phänomene der Poesie‘, von der Dyck berichtet, kann auf ein beträchtliches Alter verweisen, auch die „Applikation mathematischer Überlegungen auf Probleme der Dichtung ist nicht neu. Sie ist so alt wie die Tatsache, daß die Dichter selbst über ihre handwerklichen Methoden räsonnieren“, wie Dieter Wunderlich 1969 in seiner Rezension zu ‚Mathematik und Dichtung‘ bemerkt.⁸¹ Die Strategie der Traditionsverfertigung wird hier wie dort genutzt, um zu begründen, weshalb sich eine Wissenschaft mit einem bestimmten, als konstruktionsunabhängig konstruierten Gegenstand befassen *soll*. Auch Wunderlich vermeidet den Eindruck, der Linguistik eine alleinige Zuständigkeit für Literatur zuschreiben zu wollen. Mit Baumgärtner meint er, dass ein „linguistisch durch das Maß seiner Poetizität erklärter Text [...] vom Standpunkt der Literaturwissenschaft immer erst halb interpretiert“ ist.⁸² Empfindlich reagiert er hingegen auf Unprofessionalität, wenn sich Linguisten ihrer schuldig machen; dem von Dyck so gelobten Fónagy wirft er vor, Korrelationen „sehr vager und zweifelhafter Art“ aufgestellt zu haben.⁸³

Die letzte mir bekannte Rezension des Bandes, die Gerhard F. Probst Ende 1969 für die ‚Colloquia Germanica‘ schrieb, ist noch einmal ein polemischer Veriss. Probst sieht eine Disproportionalität zwischen den „hochgezüchteten“ Begriffsapparaten⁸⁴ und den seines Erachtens banalen Resultaten („kritische Gemeinplätze“)⁸⁵ der Analytiker: „Man möchte fragen: wozu der Aufwand?“⁸⁶ Probst wüsste, wozu, denn er bemängelt, dass „es typisch für die gesamte Richtung [ist] [...], die Frage unberührt“ zu lassen, „wo denn nun die Grenze zwischen einem inhaltlich banalen und einem echt dichterischen Wortkunstwerk liegt [...], deren Beantwortung wir für die Bewertung zeitgenössischer Dichtung so notwendig brauchen.“⁸⁷ Probsts Literaturwissenschaft versteht sich als eine Art Hochglanzvariante der Literaturkritik. Da die Linguistierung der Literaturwissenschaft die Entwicklung einer diesem Konzept gemäßen Basistheorie blockiert, ist sie Probsts Hauptgegner; zu warnen ist vor Jakobsons „programmatischer Schrift“ ‚Linguistics and Poetics‘⁸⁸, sowie „vor dem absurden Anspruch der Linguistik [...], sie allein könne poetische Erscheinungen studieren.“⁸⁹ Baumgärtners Beitrag dagegen erfreut sich auch

81 Dieter Wunderlich: „Helmut Kreuzer, Rul Gunzenhäuser (eds.), Mathematik und Dichtung [Rezension]“, in: *Lingua. International Review of General Linguistics* 22 (1969), S. 101-116, hier S. 101.

82 Ebd., S. 108.

83 Ebd., S. 102.

84 Gerhard F. Probst: „Mathematik und Dichtung [Rezension]“, in: *Colloquia Germanica. Internationale Zeitschrift für germanische Sprach- und Literaturwissenschaft*, 1969, S. 344-353, hier S. 344.

85 Ebd., S. 353.

86 Ebd.

87 Ebd., S. 345.

88 Ebd.

89 Ebd., S. 346.

in dieser ablehnenden Besprechung der Zustimmung, denn er zeige, dass im „dichterischen Schaffensprozeß [...] so viel Irrationales enthalten [ist], daß beim ‚Rückerzeugungsprozeß‘ eine Menge Vermutung und Subjektivität ins System eingebaut werden muß.“⁹⁰ Damit liegt Probst auf der Linie von Kesting und Dyck, Kunstwerke als etwas letztlich nur subjektiv Fassbares zu konzipieren.

Das folgende Jahr (1970) brachte noch einige Rezensionen von Publikationen, die ins theoretische Umfeld von ‚Mathematik und Dichtung‘ gehören und zum Teil von Beiträgern des Bandes verfasst wurden. In den ‚Mitteilungen des deutschen Germanistenverbandes‘ verrißt Erich Kalisch eine Autorschaftsstudie von Dieter Wickmann, der zu der Fucksschen Gruppe gehört. Er schließt sich dem von Schanze und Frantzen verfassten Nachwort zu Wickmanns Buch in der Auffassung an, dass bei Autorschaftsprüfungen „die historischen Methoden [...] schließlich den Ausschlag geben müssen.“⁹¹ Heinz Nyszkiewicz attackiert im selben Heft Max Benses Reduktionismus mit Argumenten von Arthur Koestler und Ludwig von Bertalanffy.⁹² Dass auch die ‚Subjektivisten‘ inzwischen wissenschaftstheoretisch argumentieren, zeigt deutlich, wie schnell sich die Spielregeln in diesen Jahren geändert haben. Als Element des Reduktionismus hebt Nyszkiewicz die Rückführung poetischer auf gesellschaftliche Prozesse hervor, die er auch bei Bense am Werk sieht. Franz Epperts Kritik an Wilhelm Fucks ‚Nach allen Regeln der Kunst‘, 1970 in ‚Muttersprache‘ veröffentlicht, richtet sich ganz und gar gegen die linguistische „Unbekümmertheit“ des Verfassers: „Es fehlt einfach sprachwissenschaftliches Grundwissen. [...] Von synchronischer und diachronischer Sprachbetrachtung scheint der Verfasser noch nie gehört zu haben, ganz zu schweigen von den verschiedenen Richtungen des Strukturalismus“⁹³.

Das gestiegene ‚Selbstbewußtsein‘ der Linguisten zu Beginn der 1970er Jahre dokumentiert sich auch in Gabriele Altmanns Besprechung des Bandes ‚Statistics and Style‘. Textstilistik mit mathematischen Mitteln ist für Altmann ein genuin linguistisches Arbeitsfeld, und Dolezel, der Mitherausgeber und Beiträger des Bandes ist, gilt ihr als „nicht literaturwissenschaftlich, sondern linguistisch orientiert“⁹⁴. Wie Grosse und Wunderlich betont Altmann die Bedeutung der historischen Dimension, empfiehlt aber nun deren Erfassung mittels eines pragmatischen Kommunikationsmodells. Modelle dieses Typs

90 Ebd.

91 Erich Kalisch: „Wickmann, Dieter. Eine mathematisch-statistische Methode zur Untersuchung der Verfasserfrage literarischer Texte [Rezension]“, in: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 17,1 (1970), S. 35.

92 Heinz Nyszkiewicz: „Bense, Max. Einführung in die informationstheoretische Ästhetik“, in: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 17,1 (1970), S. 35-36, hier S. 35.

93 Franz Eppert: „Wilhelm Fucks. Nach allen Regeln der Kunst [Rezension]“, in: Muttersprache. Zeitschrift zur Pflege und Erforschung der deutschen Sprache 80,2 (1970), S. 136-138, hier S. 137.

94 Ebd., S. 279.

werden in den folgenden Jahren alle anderen linguistischen oder statistischen Methoden in der Literaturwissenschaft weitgehend verdrängen; sie sind ein Angebot der Linguistik an eine ‚neue‘ Literaturwissenschaft, die sich von der Fixierung auf einen ‚heiligen Gegenstand‘ Dichtung lösen will.

VII.

Abschließend werde ich versuchen, meine Beobachtungen in ein Modell des sozialen Raums zu übertragen. Obwohl sich diese Modellierung aus pragmatischen Gründen den Anschein von Vollständigkeit gibt, soll sie im Sinne einer Hypothese verstanden werden, die weitere Untersuchungen bestätigen, relativieren oder widerlegen können. Es liegt auf der Hand, dass die soziologische Untersuchung eines so engen Ausschnitts der germanistischen Fachgeschichte, wie er im vorliegenden Fall gewählt wurde, keine Verallgemeinerbarkeit im Sinne einer Fallstudie beanspruchen kann. Das Modell bleibt auf dem Niveau einer systematischen Skizze ineinander greifender dynamischer Prozesse.

Auffällig ist zunächst, dass in der gesamten Debatte um ‚Mathematik und Dichtung‘ die sich entwickelnde germanistische Literatursoziologie kaum einmal durchschimmert; für ihre Vertreter scheint der mathematische Ansatz kein Problem gewesen zu sein. Ebenso fehlen sprachphilosophische Ansätze, die zwar in der Folgezeit weniger offensichtlich die literaturwissenschaftliche Theoriebildung geprägt haben, aber zu einem Gesamtbild der Sechziger-Jahre-Germanistik gehören. Die Auseinandersetzung umfasst Linguistik, Ästhetik, Mathematik. Den Rahmen, in den daher alle weiteren Beobachtungen eingepasst werden müssen, bildet die Durchsetzung einer ‚exaktwissenschaftlichen‘ (quantitativ-strukturalistischen, textanalytisch oder transformationsgrammatisch orientierten) Linguistik und einer Literaturwissenschaft, die eine ‚weiche‘ Variante des Strukturalismus mit semiotischen Kommunikationstheorien und sozialgeschichtlichen Fragestellungen kombiniert (an die progressive hermeneutische Theorien wie die Rezeptionsästhetik anschließen können).

In den Äußerungen Kaisers, von Wieses und Staigers zeigt sich sowohl die Skepsis etablierter Literaturwissenschaftler gegenüber der modernen und zeitgenössischen Literatur, als auch, dass dieser Gegenstand für sie unausweichlich geworden ist. Sein symbolisches wie auch soziales Kapital nehmen innerhalb der Germanistik spätestens ab Mitte der 1950er Jahre zu; 1964 wird er für würdig befunden, auf einem Germanistentag behandelt zu werden. Die Bedeutung insbesondere der zeitgenössischen Literatur ist ab 1966 so groß, dass die Unfähigkeit, ihren ästhetischen Wert zu klären, als Argument gegen ‚Mathematik und Dichtung‘ fungieren kann, und zwar in Kombination mit der konservativen Konzeption des ‚unerschöpflichen Kunstwerks‘. Letztere teilen Kesting und Probst mit Staiger, wenden sich aber zugleich implizit gegen

dessen ‚Zürcher Bannfluch‘.⁹⁵ Die literaturkritische Einmischung, die sie anstreben, gehört zu den Strategien des Praxisbezugs; sie unterscheidet sich von derjenigen der ‚Ideologiekritiker‘ aber darin, dass sie das Kunstwerk als ästhetischen, nicht als gesellschaftlichen Gegenstand werten will. Neu an der Variante ist auch, dass sie die Notwendigkeit der Wertung erstmals ausdrücklich formuliert und sogar mit einiger Selbstverständlichkeit als Argument vorbringt, was auf einen gewissen Etablierungsgrad schließen lässt, während in einer Literaturwissenschaft à la Staiger das Wertungsproblem eher unterdrückt worden war. Die Wiedererkennbarkeit des Gegenstandes sichert der neuen Strategie in dieser Variante den Anschluss an traditionelle Positionen; sie ebnet zugleich der gesellschaftskritischen Variante den Weg, indem sie der Strategie des Praxisbezugs soziales und symbolisches Kapital sichert.

Auf den Gegenstand der traditionellen Literaturwissenschaft beziehen sich zugleich auch die Strategen der Verwissenschaftlichung. Sie greifen Gegenstandsbegriff und Gegenstandsaussagen in unterschiedlich deutlicher Weise auf, eliminieren aber vom Begriff alles, was sich dem Ziel der Galileiisierung der Literaturwissenschaft nicht fügt. Fucks’ Kommentator Kneipp führt vor, wie auch hier der Anschluss an die Tradition gelingen könnte: als Transformation ihrer Aussagen. Genau gegen die Möglichkeit dieser Transformation richten sich die Attacken von Kesting, Dyck und Probst. Es geht in diesem Streit um das symbolische Kapital von ‚Positivität‘ vs. ‚Unerschöpflichkeit‘, und es geht, unter der Hand, auch um die Bestimmung des Gegenstandes der Literaturwissenschaft: nicht allein um den Begriff von Dichtung, sondern auch darum, ob und unter welchen Voraussetzungen ‚Dichtung‘ dieser Gegenstand sein kann. Den Hinweis darauf, dass sie es nicht selbstverständlich ist, gibt ausgerechnet Dyck. Wie bei Wunderlich dient auch bei ihm die Strategie der Traditionsverfertigung der Unterdrückung des Problems der Gegenstandsverfertigung durch die Methode. Dass es keiner der beiden Positionen gelungen ist, die andere zu verdrängen, zeigt im Rahmen der untersuchten Texte Nyszkiewicz’ Kritik an Benses Reduktionismus. Nyszkiewicz’ Rückgriff auf wissenschaftstheoretische Arbeiten dokumentiert zugleich, dass 1970 jede Position durch Bekundungen von Problembewusstsein an Durchschlagskraft gewinnen zu können hoffen durfte.

Während die Frage, ob Dichtung reduktibel ist oder nicht, von der Selbstverständlichkeit getragen wird, dass sie Objekt der Literaturwissenschaft als disziplinärer Institution zu sein hat, erscheint mit der Hinterfragung dieses ‚Sollens‘ ein neues Problem. Wunderlich stützt seine Begründung auf Aussagen von Produzenten, Dyck auf die der „students“⁹⁶, d.h. der Rezipienten, von Literatur. Vertreter der Strategie des Praxisbezugs finden sich auf beiden Seiten, und im Lager der Verwissenschaftlichungsstrategie entspricht dieser

95 Es gibt zur Zeit der Literaturpreisrede Staigers bereits ein selbstbewusst auftretendes Wissen über zeitgenössische Literatur; ein wiederkehrendes Motiv in den Kommentaren zur Rede ist Staigers Unkenntnis dessen, worüber er sein Verdikt verhängt (Vgl. dazu: Sprache im Technischen Zeitalter, 1967, H. 22.).

96 M. Dyck: „Mathematik und Dichtung [Rezension]“, S. 240.

Doppelung Benses Theorie, die produktionsästhetische Aspekte und die Formulierung der Bedingung der Möglichkeit von Rezeption und Kritik auf kritisierbare Weise verbindet. Beim ‚Literaturkritiker‘ Probst findet Benses Aufhebung der Grenze zwischen Wissenschaft und Kunst implizit Zustimmung, während andererseits die ‚Literaturkritikerin‘ Kesting, die wie Nyszkiewicz Benses Theorie als Versuch liest, die Poetik einer neuen Literatur zu schreiben, ihre Ablehnung durch die Abwertung dieser Literatur begründet – vor dem Hintergrund eines Kunstbegriffs, der sicherlich alles andere als ‚progressiv‘ ist. Während Probst Bense als Ästhetiker liest, der eine der Literaturkritik hinderliche Scheidung beseitigt, verstehen Kesting und Nyszkiewicz seine Arbeit als fehlgehende Literaturkritik. Nyszkiewicz beanstandet gar Benses Verbindung mit der zu seiner Zeit bereits dominanten Variante der Praxisbezugsstrategie, der soziologischen und ‚ideologiekritischen‘. Die Uneinigkeit der Vertreter dieser Spielart des Praxisbezugs dürfte dazu beigetragen haben, dass sich die andere durchsetzen und damit erstmals explizit die Selbstverständlichkeit zur Disposition gestellt werden konnte, mit der die Frage nach dem Begriff von Dichtung und die Frage nach dem Gegenstand der Literaturwissenschaft bisher ineins gesetzt wurden.

Es konnte gezeigt werden, dass sich die Figur der Wissenschaftlerpersönlichkeit als Garant von Wissenschaftlichkeit in den Sechziger Jahren auch in Texten findet, die Interdisziplinarität offen propagieren. Bei Closs war interdisziplinärer Zugriff der Zugriff einer Wissenschaftlerpersönlichkeit, bei Kreuzer war von einer idealen „Personalunion“ die Rede⁹⁷, andere zitieren eben diese Wendung Kreuzers affirmativ. Es liegt auf der Hand, dass diese Figur institutionelle Veränderungen verzögert, indem sie, bei Borck dann explizit, *teamwork*, wie es von den Gruppen Fucks’ und Benses bereits praktiziert wird, unter Dilettantismusverdacht stellt und aus dem fachlichen Feld ausgrenzt. Dass dieser Effekt nicht immer intendiert ist, wo er produziert wird, sieht man an Kreuzers Begrüßung von „Bindestrich-Wissenschaften“⁹⁸ ebenso wie daran, dass er selbst mit Gunzenhäuser nichts anderes als ein interdisziplinäres Team bildete. Während also in der Praxis durchaus solche Teams an symbolischem Kapital gewinnen, wird dieser Gewinn durch eine personenprivilegierende ‚Hintergrundtheorie‘ eingeschränkt. In den Siebziger Jahren werden Fächer mit Teamorientierung (wie die Biologie) interdisziplinäre Ableger hervorbringen, die dann selbst einen festen Platz im Spektrum der Fächer einnehmen. Dass die interdisziplinären Forschergruppen, die von der deutschen Literaturwissenschaft ins Leben gerufen wurden, diese institutionelle Stabilität nicht erreicht haben, dürfte mit an der hier konstatierten engen Verkoppelung von Wissen und Fach in der Person des Wissenschaftlers gelegen haben.

Diese institutionelle Abdichtung schränkte auch den Spielraum ein, den ein Geltendmachen symbolischen Kapitals hätte haben können, das auf einem

97 Helmut Kreuzer: ‚„Mathematik und Dichtung“. Zur Einleitung“, in: ders./R. Gunzenhäuser (Hg.), *Mathematik und Dichtung*, S. 9-20, hier S. 18.

98 Ebd., S. 10.

anderen institutionellen Feld gewonnen wurde. Daher ist es nicht verwunderlich, dass von den ‚jungen Talenten‘ aus den Gruppen von Fucks und Bense keines in der deutschen Literaturwissenschaft seinen Platz fand. Die Zirkel erfüllten dennoch die Funktion, soziales Kapital in Form von Beziehungen zu vermehren, und dass sie zugleich auch ihren Mitgliedern symbolisches Kapital verschafften, lässt sich an den Karrieren der Bense- und Fuckschüler ablesen. Die bei Fucks auf dem Germanistentag von 1968 beobachtbare Strategie, das symbolische Kapital aus seiner Disziplin gegen das kulturelle Kapital der Germanistik, genauer gesagt: gegen das Beharrungsvermögen des Wissens der deutschen Literaturwissenschaft, in Stellung zu bringen, dürfte nicht zuletzt deswegen einigermaßen fruchtlos geblieben sein, weil Fucks, anders als andere interdisziplinär arbeitende Wissenschaftler wie die Soziologen, Psychologen oder Pädagogen, weder auf Personen- noch auf Teamebene eine ‚Fusion‘ seines disziplinären Wissens (der Physik) mit dem literaturwissenschaftlichen anstrebte, sondern der Literaturwissenschaft eine physikalische Hilfswissenschaft anempfahl. Im Sinne Borcks ließ sich das als Dialogangebot verstehen, im Sinne von Kesting, Dyck, Probst und anderen Kritikern als ‚feindlicher Übernahmeversuch‘. Fucks’ Ansatz passt zu gut in das Schema der Literaturwissenschaft, das eine Interdisziplinarität, wie sie Fucks vertritt, zu marginalisieren erlaubt.

Einen der wenigen Hinweise auf die zweite und wichtigere Variante der Strategie des Praxisbezugs enthält die Kesting-Kreuzer-Debatte. Hier trifft Kreuzers soziologisch erweiterter Begriff der Literaturwissenschaft, der die ‚Fusionsvariante‘ der Interdisziplinarität repräsentiert, auf eine Literaturwissenschaft, die sich über den ästhetischen Gegenstand definiert. Die Debatte ist eine kleine Momentaufnahme der Disziplin vor dem Auftreten einer Theorie, die beide Gegenstände, Text und Kontext, miteinander vermittelt: der Rezeptionsästhetik. Diese Vermittlung ermöglichte es den Literaturwissenschaften, ihr Interesse an Texten mit der Radikalisierung der Strategie des Praxisbezugs durch die Studenten von 68 zu verbinden. Gleichzeitig unterläuft die Rezeptionsästhetik die von den Studenten anvisierte Neuordnung symbolischen Kapitals durch Änderung der Verteilungsregeln, indem sie den Praxisbezug mit Verwissenschaftlichung vermittelt und damit das symbolische Kapital beider aneinander koppelt. Das ‚neue Selbstbewusstsein‘ der historischen Methoden äußert sich zaghaft bei Grosse 1967 und deutlich dann in Kalischs Verriss der Untersuchung Wickmanns aus dem Jahr 1970. Das Scheitern der 68er-Revolution, die Rückkehr der Studenten in die Universitäten und das Angebot der neuen Theorie, gesellschaftliche Praxis in Zusammenhang mit der eigenen wissenschaftlichen Arbeit zu konzipieren, schufen eine Situation, die der Änderung der Verteilungsregeln mit der Lockung (der Personen) durch symbolisches Kapital entgegentrat, das zwar nach den alten Regeln der Anerkennung von Wissenschaftlichkeit verteilt wurde, aber die ‚neue‘ marxistische Wissenschaft nicht ausschloss, sondern in ein übergreifendes Konzept eingliederte.

Die einzige Entwicklung, deren quasi gradliniger Verlauf sich an der Geschichte von ‚Mathematik und Dichtung‘ eindrücklich nachvollziehen lässt, ist die Ausdifferenzierung der Linguistik. Hier reicht der Bogen von der strategischen Zurückhaltung in Sachen Linguistierung im Jahre 1965 (Bierwisch, Baumgärtner) und 1966 (Grosse), die vielleicht noch 1968 plausibel erscheinen konnte (Baumgärtners Erfahrung geringer Resonanz auf dem Germanistentag), bis zum scheinbaren Widerspruch eines Desinteresses an einer solchen ‚feindlichen Übernahme‘ (Wunderlich, Altmann) und einer offen geforderten Linguistierung um 1970 (Ihwe). Der Widerspruch löst sich auf, wenn man bedenkt, dass diejenigen, die nun die Linguistierung betreiben, nicht Linguisten, sondern Literaturwissenschaftler sind – womit nicht bestritten werden soll, dass sie sich bei den Linguisten Unterstützung holten. Sie setzen nun die Linguistik an die Stelle der Mathematik als ‚Partnerdisziplin‘, exemplarisch nachweisbar am Übergang von ‚M+D II‘ zur ‚Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik – LiLi‘. Linguistierung, und nicht länger Mathematisierung, erscheint jetzt auch innerhalb der Literaturwissenschaft als Gegner, der eine Entwicklung blockieren kann, die man sich für diese Disziplin wünscht (Probst). Das disziplinäre Schema aber ist etabliert, die Mathematik im Weiteren für die Linguistik reserviert. Die Linguisten zeigen sich 1965 (Baumgärtner, Bierwisch) und 1967 (Grosse) an der Erarbeitung einer linguistischen Theorie interessiert und weniger an Modellen zur mathematischen Erfassung sprachlicher Realität; diese werden dann nach der Etablierung der Disziplin um 1970 bedeutsam und können jetzt auch dazu dienen, der Literaturwissenschaft einen Arbeitsbereich abzunehmen (Stilistik), der traditionell auf der Grenze zwischen Sprach- und Literaturwissenschaften gelegen war (Altmann). Sie stützen sich dabei auf eine anerkannte und hochentwickelte Theorie der Sprache, und wenn Stilistik wie von Fucks ohne deren Kenntnis betrieben wird, erfolgt umgehend die Rüge (Eppert). Durchgängig fordern die Linguisten sich selbst (Wunderlich gegen Fónagy - 1969) einen höheren Grad an formaler Strenge ab, als sie der Literaturwissenschaft zunächst (1965) zumuten (Bierwisch, Baumgärtner), später (1970) zutrauen wollen (Eppert, Altmann). Die Neigung zu exaktwissenschaftlicher Strenge äußert sich bereits 1965 in Baumgärtners Zurückweisung von Jakobsons strukturaler Literaturanalyse. Man könnte sagen, dass die Relation von symbolischem Kapital und Wissen, die Fucks 1965 empfiehlt, von Anfang an und unabhängig davon, wie Fucks sein Wissen fundiert und legitimiert, von der Linguistik akzeptiert und seine Durchsetzung nur in der Literaturwissenschaft auf dem Spiel gestanden hat, während gleichzeitig auf institutioneller Ebene die Linguistik diese Relation und damit sich selbst als Disziplin durchsetzen musste. Zuletzt bietet auch sie (bei Altmann) der Literaturwissenschaft die Hand in Gestalt eines gemeinsam gestaltbaren pragmatischen Kommunikationsmodells. Dass die Linguistik ihrerseits keine Disziplin mit einheitlichem Profil geworden ist, dürfte institutionelle Gründe haben. Einerseits hatte sie als Sprachwissenschaft auch traditionelle Ansätze zu integrieren, andererseits ist sie als Dienstleister bei der Deutschlehrerausbildung auf eine Nationalsprache bezo-

gen. Die Ausdifferenzierung der Linguistik jedoch ging von dem Ansatz aus, der sich der Untersuchung der ‚langue‘ verschrieben hatte.

Literaturverzeichnis

Altmann, Gabriele: „L. Dolezel, R.W. Bailey (Eds.), *Statistics and Style* [Rezension]“, in: *Muttersprache. Zeitschrift zur Pflege und Erforschung der deutschen Sprache* 81,4 (1971), S. 276-282.

Baumgärtner, Klaus: „Formale Erklärung poetischer Texte“, in: Helmut Kreuzer/Rul Gunzenhäuser (Hg.): *Mathematik und Dichtung. Versuche zur Frage einer exakten Literaturwissenschaft*, München 1967, S. 67-84.

Baumgärtner, Klaus: „Grammatik und Automatentheorie“, in: *Der Berliner Germanistentag 1968, Vorträge und Berichte*, hg. v. Karl Heinz Borck/Rudolf Henss, Heidelberg 1970, S. 53-60.

Baumgart, Reinhard: „Was soll Germanistik heute? Vorschläge zur Reform“, in: *Ansichten einer künftigen Germanistik*, hg. v. Jürgen Kolbe, München 1973, S. 7-15.

Bense, Max: „Zusammenfassende Grundlegung moderner Ästhetik“, in: Helmut Kreuzer/Rul Gunzenhäuser (Hg.): *Mathematik und Dichtung. Versuche zur Frage einer exakten Literaturwissenschaft*, München 1967, S. 313-332.

Blij, Frederik van der: „H. Kreuzer und R. Gunzenhäuser (Hrsg.), *Mathematik und Dichtung* [Rezension]“, in: *Foundations of Language. International Journal of Language and Philosophy* 4 (1968), S. 97-100.

Bollenbeck, Georg: *Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters*, Frankfurt/Main 1996.

Borck, Karl Heinz: „Bericht“, in: *Der Berliner Germanistentag 1968. Vorträge und Berichte*, hg. v. Karl Heinz Borck/Rudolf Henss, Heidelberg 1970, S. 9-12.

Bourdieu, Pierre: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt/Main 1987.

Bourdieu, Pierre: *Homo Academicus*, Frankfurt/Main 1988.

Bourdieu, Pierre: *Language and symbolic power*, Cambridge, Mass. 1991.

Closs, August: „Mathematik und Dichtung [Rezension]“, in: *Modern Language Review* 63 (1968), S. 532-533.

Dyck, Martin: „Mathematik und Dichtung [Rezension]“, in: *The Germanic Review* XLII,1 (1967), S. 240-246.

Ellis, Jeffrey: „Mathematik und Dichtung [Rezension]“, in: *German Life & Letters. A Quarterly Review* XX (1966-1967), S. 270-272.

Eppert, Franz: „Wilhelm Fucks. *Nach allen Regeln der Kunst* [Rezension]“, in: *Muttersprache. Zeitschrift zur Pflege und Erforschung der deutschen Sprache* 80,2 (1970), S. 136-138.

Gärtner, Marcus: *Kontinuität und Wandel in der neueren deutschen Literaturwissenschaft nach 1945*, Bielefeld 1997.

Fucks, Wilhelm: *Mathematische Analyse von Sprachelementen, Sprachstil und Sprachen*, Köln, Opladen 1955 (Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen 34a).

Fucks, Wilhelm: „Unterschied von Dichtern und Schriftstellern nach der mathematischen Stilanalyse“, in: *Sprachforum* 1,3/4 (1955), S. 234-244.

Fucks, Wilhelm: *Zur Deutung einfachster mathematischer Sprachcharakteristiken*, Köln, Opladen 1956 (= Forschungsberichte des Wirtschafts- und Verkehrsministeriums Nordrhein-Westfalen 344).

Fucks, Wilhelm/Lauter, Josef: „Mathematische Analyse des literarischen Stils“, in: Helmut Kreuzer/Rul Gunzenhäuser (Hg.): *Mathematik und Dichtung. Versuche zur Frage einer exakten Literaturwissenschaft*, München 1967, S. 107-122.

Fucks, Wilhelm: *Nach allen Regeln der Kunst. Diagnosen über Literatur, Musik, bildende Kunst – die Werke, ihre Autoren und Schöpfer*, Stuttgart 1968.

Fucks, Wilhelm: „Analysen formaler Eigenschaften von Texten mit mathematischen Hilfsmitteln“, in: *Der Berliner Germanistentag 1968, Vorträge und Berichte*, hg. v. Karl Heinz Borck/Rudolf Henss, Heidelberg 1970, S. 42-52.

Geisenhanslüke, Achim/Müller, Oliver: „Linguistik als Gegendiskurs“, in: *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute*, hg. v. Christoph König/Ulrike Haß, Göttingen 2003, S. 87-105.

Gessinger, Joachim: „Linguistik und Studentenbewegung“, in: *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute*, hg. v. Christoph König/Ulrike Haß, Göttingen 2003, S. 31-54.

Grosse, Siegfried: „Mathematik und Dichtung [Rezension]“, in: *Poetica. Zeitschrift für Sprach- und Literaturwissenschaft*, Bd. 1, 1967, S. 284-286.

Haß, Ulrike: *Sprachmodell und Literatur in der Sprachgermanistik der 70er und 80er Jahre*, in: *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute*, hg. v. Christoph König/Ulrike Haß, Göttingen 2003, S. 257-269.

Jakobson, Roman: „Linguistics and poetics“, in: Thomas A. Sebeok (Hg.), *Style in Language*, Cambridge, Mass. 1960, S. 350-377.

Kaiser, Joachim: „Grenzen des modernen Dramas“, in: *Germanistik in Forschung und Lehre. Vorträge und Diskussionen des Germanistentages in Essen*, 21.-25. Oktober 1964, Berlin 1965, S. 235-246.

Kalisch, Erich: „Wickmann, Dieter. Eine mathematisch-statistische Methode zur Untersuchung der Verfasserfrage literarischer Texte [Rezension]“, in: *Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes* 17,1 (1970), S. 35.

Kesting, Marianne: „Die Quadratur des Kreises. Der vergebliche Flirt zwischen Dichtung und Mathematik [Rezension]“, in: *Die ZEIT* vom 07.10.1966, Nr. 41, S. 30.

Kesting, Marianne: „Mathematik und Dichtung. Kontroverse über eine Rezension“, in: *Die ZEIT* vom 25.11.1966, Nr. 48.

Knauer, Karl: „Sprachwissenschaftliche Klangästhetik auf exakter Grundlage“, in: *Helicon. Revue Internationale des Problemes Généraux de la Littérature*, Bd. IV, 1942, 147-160.

Kneipp, Ulrich: „Mathematik und Dichtung [Rezension]“, in: *Literatur und Kritik*, 1966, H.2, S. 59-60.

Kreuzer, Helmut: „Mathematik und Dichtung. Kontroverse über eine Rezension“, in: *Die ZEIT* vom 25.11.1966, Nr. 48.

Kreuzer, Helmut: „Mathematik und Dichtung“. Zur Einleitung“, in: ders./Rul Gunzenhäuser (Hg.): *Mathematik und Dichtung. Versuche zur Frage einer exakten Literaturwissenschaft*, München 1967, S. 9-20.

Kreuzer, Helmut/Gunzenhäuser, Rul (Hg.): *Mathematik und Dichtung. Versuche zur Frage einer exakten Literaturwissenschaft*, München 1967 (zuerst erschienen 1965).

Lämmert, Eberhard: „Das Ende der Germanistik und ihre Zukunft“, in: *Ansichten einer künftigen Germanistik*, hg. v. Jürgen Kolbe, München 1973, S. 77-102.

Nyszkiewicz, Heinz: „Bense, Max. Einführung in die informationstheoretische Ästhetik“, in: *Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes* 17,1 (1970), S. 35-36.

Probst, Gerhard F.: „Mathematik und Dichtung [Rezension]“, in: *Colloquia Germanica. Internationale Zeitschrift für germanische Sprach- und Literaturwissenschaft*, 1969, S. 344-353.

Schmidt, Arno: *Bargfelder Ausgabe, Werkgruppe 1. Romane Erzählungen Gedichte Juvenilia*, Bd. 2, S. 221-349, Die Gelehrtenrepublik, Zürich 1986.

Schwingel, Markus: *Pierre Bourdieu zur Einführung*, Hamburg 2003.

Staiger, Emil: „Literatur und Öffentlichkeit“, in: *Sprache im Technischen Zeitalter*, 1967, H. 22, S. 90-97.

Swartz, David: *Culture and Power. The Sociology of Pierre Bourdieu*, Chicago, London 1997.

Theilmeier, Eberhard: „Bemerkungen zum Verlauf des Berliner Germanistentages“, in: *Mitteilungen des deutschen Germanisten-Verbandes* 15,4 (1968), S. 6-8.

Walther, Elisabeth: „Max Bense und die Kybernetik“ [Internet-Quelle: <http://www.das-deutsche-handwerk.de/s/bensekybernetik.htm> vom 09.01.2003, aus: *Computer Art Faszination*, 1999, S. 360.]

Wiese, Benno von: „Friedrich Schiller, Erbe und Aufgabe“, in: *Germanistik in Forschung und Lehre. Vorträge und Diskussionen des Germanistentages in Essen*, 21.-25. Oktober 1964, Berlin 1965, S. 65-87.

Wunderlich, Dieter: „Helmut Kreuzer, Rul Gunzenhäuser (eds.), *Mathematik und Dichtung* [Rezension]“, in: *Lingua. International Review of General Linguistics* 22 (1969), S. 101-116.

Brief: Beate Pinkerneil an Helmut Kreuzer, 30.10.1968, DLA Marbach, Bestand H. Kreuzer, Konvolut M+D, Briefe an Helmut Kreuzer.

